
Kaiser Ferdinand der Dritte.

Ferdinand sah zuerst das Licht der Welt zu Grätz in der Steyermark den 9ten Heumonath 1578. Sein durchlauchtigster Vater war Karl der Zweyte, der Jüngste der Prinzen Ferdinands des Ersten. Seine Mutter Maria, eine bayrische Prinzessin, Tochter des Herzogs Albrecht des Fünften. Am Hofe seines Vaters bekam er die erste Bildung seines Geistes und Herzens, groß war dabei der Einfluß seiner eifrig katholischen Mutter, noch größer aber seiner Lehrer der Jesuiten. Wie fest und unerschütterlich Maria, seine Mutter, an ihren Glauben hieng, und somit durch ihre eigene Lehren und ihr Beispiel auf den jungen Prinzen wirken mußte, zeigte sie bei der Gelegenheit, als der Erzherzog Karl sich geneigt herankies, den protestantischen Ständen in der Steyermark die Religionsbuldung zu gönnen. Kaum hatte sie dieses vernommen, so befohl sie heimlich, alles zu einer Reise zu veranstalten, indessen konnte doch dieses ihrem durchlauchtigsten Gemahle nicht verborgen bleiben, er silte zu ihr, sie um die Ursa-

Gen dieser Anstalten zu befragen, worauf sie ant-
 wortete: „Ich höre, es sey darauf abgesehen, die
 „Regerey, welche sich bisher durch ihre Kräfte und
 „Kunstgriffe erhalten hat, auch durch ein öffentli-
 „ches Diplom in diesen Provinzen festzusetzen. Wenn
 „es so ist, so sage ich offen heraus, daß ich an ei-
 „nem Orte nicht leben kann, noch will, wo ich mit
 „meinen Kindern nicht ruhig katholisch leben kann.
 „Ich bin entschlossen, wenn mir alles zur Reise
 „mangeln soll, meine kleinen Kinder in einem Kor-
 „be auf meine Schultern zu nehmen, und nur mit
 „einem Stöcke in der Hand mich von Hause zu
 „Hause bis in das katholische Bayern durchzubet-
 „teln. Ich hoffe, mein Bruder Wilhelm wird mir,
 „wenn in seinem Pallaste kein Platz ist, doch einen
 „Winkel für mich und meine Kinder in einem Epi-
 „tale anweisen, denen ich, wenn ich nichts anders
 „kann, den besten Theil der Erbschaft, den ächten
 „Glauben, hinterlassen werde. Ihre Rede hatte für
 „diesmal die Folge, daß Karl mit der Duldungsur-
 „kunde noch einige Zeit zurückhielt.

Im zwölften Jahre seines Alters wurde Ferdi-
 nand seines vortreflichen Vaters durch den Tod be-
 raubt, und kam dadurch unter die Vormundschaft
 des Kaisers Rudolph des Zwayten, und seines müt-
 terlichen Oheims des Herzogs Wilhelm aus Bayern.
 Jener bekümmerte sich wenig um seinen Mündel,
 desto mehr aber dieser; er wurde, seine Studien zu
 machen, nach Ingolstadt zu seiner Mutter gesandt,
 und der Sorgfalt ihres Bruders empfohlen. Sünf

Jahre lang verweilte er hier, immer von allen Seiten mit Jesuiten umgeben, welche mit größtem Fleiße über ihn wachten, damit sein weiches Herz nicht verführt, und kein Hauch eines Regers seine reine und unschuldige Seele besetzen möchte. Hier lernte er die Dichtkunst, Redekunst, die Philosophie und die Rechte, zugleich aber auch die Grundsätze seines Glaubens und seiner Religion; sie wurzelten bei ihm fest, und wurden Maximen all seiner künftigen Handlungen. Hier knüpfte er das Band der Freundschaft mit den jungen Herzogen aus Bayern, besonders mit dem Herzoge Maximilian. Wilhelm, sein Oheim, gab ihm sowohl mündliche als schriftliche Lehren, und prägte ihn tief den Grundsatz ein: daß das Heil und der Segen seiner künftigen Regierung nur von der Aufrechthaltung der katholischen Religion abhängen; daß ihn hingegen alles Unglück treffen werde, wenn er jene nicht standhaft behauptete. Die Erfahrung habe dieses bereits bestätigt, da seit der Duldung, die Maximilian der Zweyte den Protestanten ertheilet habe, nichts als Unruhen und Unheil in den österreichischen Staaten entstanden seyen. Da dieser Beweis aus der Erfahrung hergenommen war, und die Geschichte Maximilians des Zweyten und Rudolphs des Zweyten ihn bestätigt hatte, so mußte er nothwendig auf den unbefangenen jüngsten Fürsten wirken, und ihn anspornen, das Gegentheil bei seiner Regierung zu thun.

So gebildet und gleichsam ausgerüstet mit dem Schilde des katholischen Glaubens, besetzt vom hei-

ligen Eifer für diesen zu streiten, zu siegen oder zu sterben, ermuntert durch die hoffnungsvolle Aussicht mittelst der Ausrottung der Irlehren, das Glück seiner Länder und Bürger zu gründen, und die Fülle des himmlischen Segens auf sich und sein Haus vom Himmel herabträufeln zu sehen, verließ er am Ende seines siebenzehnten Jahres Ingolstadt, und ergriff muthig und entschlossen das Steuerruder seiner Länder. Gleich bei der Aufnahme der Huldigung bewies er, daß er weder durch Drohungen noch Bitten etwas zum Nachtheile der Religion seiner Väter zugeben wolle, denn da die protestantischen Stände seiner Erbländer, vor Ablegung des Huldigungseides, die Bestätigung ihrer Religionsfreyheit verlangten, so schlug er ihr Ansuchen mit dem Bedenten ab, daß die Huldigung mit der Religionsfreyheit in keiner Verbindung stehe, und forderte sie unbedingt. Sie huldigten, wie ers beehrte, allein nicht sogleich begann er das große Werk der Reformation, er reiste zuerst nach Prag zum Kaiser, ihm für die geführte Obervormundschaft zu danken, und sich seiner Gunst zu empfehlen. Nach seiner Wiederkunft beschäftigte er sich ein ganzes Jahr lang bloß mit politischen Einrichtungen, unternahm dann eine Reise nach Italien, wo er zu Lovetto ein Gelübde that, die katholische Religion in seinen Ländern herzustellen. Hierauf besuchte er auch den Pabst Clemens den Achten, und bat ihn um seinen Segen, der ihm sehr gerne ertheilt wurde, worauf er seine Rückreise mit größter Herzenswonne antrat, indem er sich schon im voraus über den glücklichen Erfolg seines Vorhabens

erfreute. Nachdem er also zu Hause angelangt war, legte er die Art an den Baum, jedoch nicht ohne große Behutsamkeit. Er hatte vorher alle mögliche Schwierigkeiten und Hindernisse, welche ihm in der Ausführung seines Vorhabens in Weg gelegt werden konnten, wohl überlegt, sich hierüber mit dem Kaiser Rudolph und dem Könige von Spanien berathen, die Meinungen seiner eigenen Rätthe und Minister vernommen, alle Gründe wohl erwogen, welche für und wider seinen Plan streiten möchten. Die Gründe, welche ihn abhalten konnten, waren die Wuth des Volkes, welches schon größtentheils der neuen Lehre zugethan war, die Macht der Stände und ihre äußeren Verbindungen, der er allein nicht würde gewachsen seyn, die Furcht vor den Türken, wider welche er keinen Beistand von den Ständen würde erlangen können, wenn er ihnen die Religionsbuldung versagte, und sie zur katholischen Lehre umstimmen wollte, der Rath seiner eigenen Minister und Rätthe, derer einige glaubten, es sey nicht an der Zeit, das Reformationswesen zu unternehmen, andere aber für den gelinden Weg freundschaftlicher Religionsunterredungen stimmten. Andererseits trieben ihn zur schleunigen Reformation an, sein eigener Eifer und seine Ueberzeugung, daß außer dem Schooße der katholischen Kirche niemand selig werden könne, er wünschte demnach brünstig, die irreführten Seelen von der Verdammniß zu retten, die augenscheinliche Gefahr, daß, wenn er dieses Geschäft länger anstehen lassen würde, vielleicht nach und nach alle seine Unterthanen zu her

protestantischen Kirche übertreten, und es ihm von Zeit zu Zeit unmöglicher werden möchte, die neue Lehre auszurotten, der Mißbrauch, welchen die protestantischen Stände von der ertheilten Duldungsakte seines Vaters machten, indem sie aller Orten, und manchmal sogar mit Gewalt ihre Religion einführen wollten, die vom Landesfürsten zu verleihenden Pfarren mit ihren Predigern besetzten, überall ohne seine Erlaubniß Schulen und Kirchen anlegten, verboten, daß kein Katholik weder als Bauer noch Bürger aufgenommen, und auch keiner einen sändischen Dienst erlangen sollte. Das unvernünftige Betragen vieler der protestantischen Prediger, die unter dem Deckmantel der Gewissensfreyheit, daß man Gott mehr als den Menschen gehorchen müsse, Ungehorsam und Aufruhr predigten, und dadurch die Sicherheit der Obrigkeiten zu untergraben, und die alte Staatsverfassung umzustürzen strebten. Zudem sah er auch, daß die Reichsfürsten in Deutschland das nämliche thaten, und in ihren Ländern vermög ihrer landesherrlichen Gewalt reformirten, so reformirte Bayern die lutherischen und kalvintischen, Kurpfalz die Katholiken und augsburgischen Confessionsverwandten, Kurbrandenbure die Katholiken und Calbener, sogar die Reichsstädte machten sich des Reformationsrechtes an, und trieben ihre Gegner aus der Stadt und ihrem Gebiete. Er folgerte hieraus ganz richtig, was diesen erlaubt sey, dazu müsse sie auch Zug und Macht haben, und zwar um so viel mehr, da er nicht gesonnen sey, seinen Unterthanen irgend sonst eine Freyheit oder ein Recht zu entzie-

hen, auch keine Gewalt anzuwenden, sondern alles mit Sлимпse durchzusetzen, und nur im Widersetzungsfalle Ernst zu gebrauchen. Durch alle diese Gründe bewogen, fieng er das Reformationsgeschäft in seinen Landen an, und betrieb es mit einem so glücklichen Erfolge, daß in einem Zeitraume von 3 Jahren alle protestantischen Prediger ausgeschafft waren, und mit ihnen auch der Protestantismus beinahe gänzlich verschwand. Die katholische Religion, die bisher in der Unterdrückung schmachtete, hob wieder ihr Haupt empor, und mit Verwunderung sahen sich die Steyermärker, Kärnthner und Krainer wieder zu Katholiken umgeschaffen, ohne daß bei der ganzen Reformation auch nur ein einziger das Leben verloren hätte. Mit Freudenthränen im Auge dankte jetzt Ferdinand der Gottheit für den Beistand, welchen sie ihn bei diesem mühsamen Werke verliehen zu haben schien. Als er dann nun so nach seinem Herzenswunsche hierinn glücklich gewesen war, so schritt er jetzt zur Einrichtung der inneren und äußeren Landesicherheit, ordnete dabei alles so gut an, daß selbst die wegen seiner Reformation höchst mißvergnügten Stände mit ihm sich aussöhnten, und sich weder mit den österreichischen Protestanten, noch auch mit Botschkat, von Siebenbürgen verbündeten wollten, und öffentlich von ihm rühmten, daß sie keinen besseren und liebenswürdigeren Landesfürsten verlangten, noch begehrten, wenn er nur nicht in der katholischen Religion so eifrig wäre.

In dem Ferdinand in allem, was er vornahm, vom Glücke begünstigt schien, so wollte er auch einen Feldzug wagen, und den Türken Kanischa entreißen, weil sie von da aus beständige Einfälle in seine Länder machten, und seine Unterthanen beunruhigten. Diefemnach gab er Befehl, ein zahlreiches Kriegsheer zu sammeln, und warb auch um Beistand bei einigen italienischen Fürsten, die ihr diesen auch gewährten. Nachdem alles hinlänglich zubereitet war, was er zu seinem Endzweck nothwendig zu seyn erachtete, gieng er mit der Armee vor Kanischa, und fieng die Belagerung dieser Festung mit der größten Lebhaftigkeit an; aber, woran weder er noch seine Feldherren gedacht haben mögen, es war schon ziemlich spät in der Jahreszeit, da sie ihre Unternehmungen anfiengen. Die Türken wehrten sich männlich, die Belagerung wurde langwierig, Regen, Stürme, Schneegeflöber und Frost stritten gar bald wider ihn, dazu kam noch die Uneinigkeit in der Armee, denn die Italiäner wollten alles allein thun, immer den Vorzug behaupten, und so mißlang alles. Er wurde gezwungen, mit großem Verluste und Schaden abzuziehen, und nach Hause zu kehren. Wahrscheinlich war dieser sehlgeschlagene erste Versuch die Ursache, warum er nie wieder in eigener Person zu Felde zog.

Der Kaiser Rudolph hatte im Jahre 1608. wegen verschiedener politischer Verhältnisse einen Reichstag nach Regensburg angesagt, und unsern Erzherzog mit

mit Beiseiteſetzung ſeiner eigenen Herren Brüder, der Erzherzoge Maximilian und Matthias, zu ſeinem Stellvertreter ernannt, und ihn mit allen nöthigen Vollmachten verſehen dahin geſandt. Ferdinand kam, und trug die kaiſerl. Berathſchlagungspunkte vor, ſie betrafen die Türkenhilfe, Verbeſſerung der deutſchen Gerichtsſtellen, und des zerrütteten Münzwefens, die genauere Beſtimmung der Reichsmatrikel, und den Frieden zwiſchen Spanien und den vereinigten Provinzen von Holland. Ferdinand benahm ſich bei dieſem, gewiß ſehr ſchwierigen Geſchäfte, mit ungemainer Beſcheidenheit, aber er konnte doch nichts bewirken, was dem Kaiſer und Reiche nützlich ſeyn möchte. Die Stände kamen nicht einmal darinn überein, nach welcher Ordnung man über die vorgebrachten Gegenstände die Berathſchlagungen vornehmen wolte, daher verſchlug ſich der Reichstag. Die proteſtantiſchen Fürſten verließen ihn zuerſt, alſo mußten ihnen die Katholiken folgen. Der Erzherzog gieng demnach gleichfalls von Regensburg höchſt unzufrieden hinweg, nahm ſeinen Weg nach Paſſau, ſeinen Bruder den Erzherzog und Biſchof Leopold dort zu beſuchen. Hier kam ihm bald die traurige Botſchaft von dem Hinſcheiden ſeiner Mutter, weßwegen er unverzüglich nach Gräg eilte, ihr Leichenbegängniß zu beſorgen. Dieſe fromme Fürſtin hatte ihn noch in ihrem Teſtamente um Gottes willen gebeten, ſeine Unterthanen zu bekehren, wenn er anders ihres mütterlichen Segens theilhaftig werden wollte. Er fühlte ihren Verluſt tief in ſeiner

Seele, denn er liebte sie aus vollem Herzen. Seine Traurigkeit aber verminderte bald die Geburt des Prinzen Erzherzogs Ferdinand.

In dem Zwiste des Kaisers Rudolph mit Matthias wurde er nach Prag berufen, um die schöne Rolle des Mittlers zwischen beiden getrennten Brüdern zu übernehmen. So ungern er auch seine Länder verließ, so gieng er dennoch dahin ab, weil es darauf ankam, etwas Gutes zu stiften. Ein Ausöhnungsvergleich kam wirklich zu Stande, mittelst dessen bestimmt wurde, daß Matthias dem Kaiser eine Abbitte thun soll; in seinem Namen that es der Erzherzog Maximilian, und mit ihm auch Ferdinand, Rudolph empfing beyde mit großem Ernste, ohne alle Höflichkeitsbezeugung, bis sie sich vor ihm auf die Knie niederlassen wollten, welches er aber nicht zugab, sondern sie mit einer Hutrückung bewillkommete, und auf das freundschaftlichste behandelte. Diese Reise nach Prag war unserm Erzherzoge sehr nützlich, weil er sich sowohl die persönliche Gewogenheit des Kurfürsten von Sachsen, als auch anderer Reichsfürsten, die gegenwärtig waren, erwarb, als auch die Böhmen zu Freunden machte. Die aus seinen Inländern vertriebenen protestantischen Prediger, und andere der Religion wegen Ausgewanderte, hatten ihn aller Orten als einen von Pfaffen beherrschten, unchristlichen und tyrannischen Fürsten verrufen, und eben dadurch die nachtheiligsten Begriffe von ihm nicht nur in Böhmen und den damit vereinigten Ländern, sondern auch in Deutschland

erregt, jetzt aber, da ihn die Böhmen und deutschen Fürsten selbst sahen, sein edles, offenes und aufrichtiges Betragen gegen Jedermann, ohne Unterschied der Religion, bemerkten, und ihn bei seinen öffentlichen Verhandlungen, wie im Privatumgange, ohne allen Rückhalt vorzugehen beobachteten; so verschwand alles Vorurtheil wider ihn, und jedermann erkannte, daß man sich an ihm geirrt habe.

Indem Rudolph kinderlos war, so hatten der spanische Hof und der Erzherzog Maximilian, des Kaisers Bruder, schon frühzeitig die Absicht gehabt, unserem Erzherzoge bereinst die Nachfolge in dem böhmisch-hungarischen Reichen, und wo möglich auch den deutschen Kaiserthron zu verschaffen. Allein Rudolph war hiezu nie geneigt, und Matthias wollte sein Recht nicht aufopfern, um seinen Vetter vor sich auf den Thronen seines Vaters erhöht zu sehen. Er kam ihm demnach zuvor, und handelte mit Rudolph durch Waffengewalt um Oesterreich, Böhmen und Ungarn; erhielt sie, und empfing auch die Kaiserkrone. Allein kaum hatte Matthias seine Zwecke erreicht, so warf er seine Augen auf Ferdinand, lud ihn ein nach Wien zu kommen, übergab ihm die Statthalterstelle von Oesterreich, während er selbst nach Regensburg zum Reichstage gieng. Als er wieder zurück gekommen war, behielt er ihn doch bei sich, und zog ihn zu Rathe bei seinen wichtigsten Geschäften. Endlich, da Matthias sah, daß er selbst keine Erben mehr zu hoffen habe, entschloß er sich,

Ferdinanden an Kindesstatt anzunehmen, ließ ihn zum König von Böhmen krönen, nur mit der einzigen Bedingung, daß er sich während seinen Lebzeiten nicht in die Regierung mengen, und beim wirklichen Regierungsantritte den Böhmen alle ihre Freyheiten und Rechte bestätigen wolle. Ferdinand versprach dieses, und wurde als böhmischer König allgemein erkannt und ausgeruffen. Nachdem dieses Geschäft vorüber war, besuchte Matthias mit Ferdinand den Kurfürsten Johann Georg von Sachsen zu Dresden, um sich mit ihm wegen der künftigen Wahl eines römischen Königs zu unterreden. Am Hofe des Kurfürsten erblickte Ferdinand die verwitwete Kurfürstin zu Sachsen, und fand Wohlbehagen an ihr; er schien Lust zu einer ehelichen Verbindung mit ihr zu haben, weil seine Gemahlin Maria von Bayern vor einiger Zeit gestorben war; allein der Unterschied ihrer beyderseitigen Religionsmeinungen gestattete dieses Ehebündniß nicht. Indessen kehrte er doch sehr vergnügt von derselben nach Böhmen zurück, und die Böhmen, Lausitzer, Schlesier und Mährer verehrten in ihm schon jetzt ihren künftigen Beherrscher. Ein Jahr später wurde Ferdinand auch die hungarische Krone aufgesetzt, und also war er unstreitig zum Nachfolger seines Vatters Matthias in Böhmen, Hungarn und Oesterreich bestimmt.

Er entfernte sich jetzt nicht mehr von der Seite des Kaisers, seines Wohlthäters, und gieng ihm in allen Regierungsgeschäften an die Hand. Als demnach die böhmischen Mißvergnügten die königlichen

Minister mißhandelt hatten, und einen Aufstand zu bewirken sich bemühten, übertrug ihm Matthias das böhmische Direktorium. Allein der mächtige Staatsminister Clefel wollte dieß hindern, weswegen ihn Ferdinand mit Beistand des Erzherzogs Maximilian, des Kaisers Bruder, vom Hofe entfernte, und nach Tyrol abführen ließ. Clefel hatte für gelinde Maßregeln gegen die Böhmen gestimmt, allein Ferdinand war einer andern Meinung, und glaubte, gewaltsame und strenge Mittel würden bessere Wirkung hervorbringen, er gab hierüber die trüffligsten Gründe an, welche Weyenhüller alle weitläufig anführt. Der Hauptgrund aber, wegen welchen er zum Ernste rieht, war, weil die Unterlassung der Bewaffnung ein öffentliches Bekenntniß von der Schwäche des Hofes und der Regierung seyn würde. Rudolph und Matthias hatten ohnehin durch ihre zu große Nachgiebigkeit und Nachsicht gegen die protestantischen Stände, und aus Liebe zur Ruhe, den Muth dieser hergestalt erhöht, daß sie eine Forderung nach der andern machten, und wenn sie ihnen nicht bewilligt werden wollte, mit Gewalt drohten. Eben dadurch kamen beyde Monarchen in ein religiöses politisches Labyrinth, aus welchem herauszukommen sie nicht vermochten, und somit auch ihren Nachfolger hineinzo- gen. Noch bevor Matthias starb, war schon alles in Böhmen vorbereitet, was die protestantischen Stände unter der Anleitung des Matthäus von Thurn vornehmen wollten. Wenn also auch ein anderer, als er, den Thron des böhmischen Reichs besiegen hätte, so würde doch die angelegte Revolu-

tion erfolgt seyn. Ferdinand war nach Recht und Gesetz allein Erbe aller österreichischen Länder geworden, denn Albrecht der Siebente, der einzige Prinz Maximilians des Zweyten, der noch am Leben war, und den die Reihe der Nachfolge traf, hatte allen seinen Rechten und Ansprüchen zu Gunsten unsers Erzherzogs entsagt; der spanische Hof that ein gleiches; also übrigte niemand, der dagegen etwas einwenden konnte. Er war der Älteste des Hauses, war auch von Matthias an Kindesstatt angenommen, von den Böhmen und Hungarn bereits zum Könige gekrönt und ausgeruffen worden, es stand demnach nichts im Wege, warum er nicht die Thronen seines Großvaters, Ferdinand des Ersten, ohne weiters bestiegen sollte, sobald Matthias das Zeitliche verlassen hatte. Allein es scheint, das allmächtige Wesen haben habe beschlossen, ihn erst zu prüfen, ob er wohl auch der Krone, die er tragen sollte, würdig sey.

Die protestantischen Böhmen, ohne von ihm beleidigt worden zu seyn, aber angespornt durch fanatische Prediger, aufgewiegelt durch herrschsüchtige Grobe, erbittert gemacht durch Rache schnauzende Protestanten, die sich aus der Steyermark nach Böhmen geflüchtet hatten, wollten ihn nun nicht zu ihrem Könige, sie pochten auf ihre Waffengewalt, auf den Beistand mächtiger Fürsten im Auslande, und die Bündnisse mit ihren Brüdern in Oesterreich und andern Ländern. Ferdinand sah, daß ihm keine andere Wahl übrig gelassen wurde, als entweder zaghaft ihnen alles zuzugestehen, was sie verlangten,

oder aber das Schwerdt zu ergreifen, und der Gewalt mit Gewalt zu begegnen. Das erste wollte er nicht, denn es würde Schwäche und Feigheit seines Charakters und seiner Regierung verrathen haben, zudem betraf die Sache die Religion, für die er alles zu wagen fest entschlossen war, und wie er sich selbst ausdrückte: daß er lieber von Hause zu Hause mit dem Bettelstab in der Hand sammt seiner Familie das Almosen heischen, ins Elend wandern, mit Brod und Wasser allein sich begnügen, ja sein Leben selbst dahin geben, als einen schimpflichen Vergleich eingehen, seinem Gewissen durch Aufopferungen zum Vortheile der protestantischen, und zum Schaden der katholischen Religion zu nahe treten wollte. Also mußte er das Zweyte, nämlich das Schwerdt, wählen. Allein, wie konnte er hoffen, im öffentlichen Kriege zu bestehen, da ihm alle Hilfsquellen mangelten? Wo er sich hin wandte, sah er die Fahne des Aufruhrs wehen, die Gemüther erbittert, die Leidenschaften aufgereizt, und den mächtigsten Theil seiner Unterthanen wider sich verschworen. Geübet zum Kampfe stand der Böhme, an seiner Seite stand der Schlesier zu gleicher Absicht bereit; zwischen Pflicht und Untreue schwankte der Mährer; sehnlichsvoll sah der österreichische Protestant der Gelegenheit entgegen, sich der Fesseln des bürgerlichen Gehorsams zu ent edigen; ein ähnliches wünschten die noch Uebrigen Innerösterreichs. Die Ruhe Hungarns hing nur von einem einzigen Manne, dem Palatin ab, der zu unmächtig war, dem von Siebenbürgen her drohenden Feinde, Gabriel Bethlen,

allein zu widerstehen. Mit großer Heeresmacht rüstete sich die ottomannische Pforte, und erfüllte die östlichen Länder mit Schrecken, weil es noch ungewiß war, wem ihre Zurüstung gelten sollte. Der Haß und allgemeines Mißtrauen aller Protestanten im Auslande ruhten auf ihn, und die deutschen correspondirten Fürsten und Stände hatten bereits seinen Untergang beschlossen. Frankreich schien räthselhaft; Spanien nicht thätig genug; und selbst der Pabst sah ruhig vom Kapital dem über Ferdinands Haupte schwebenden Ungewitter zu. Allein, am Rande des Abgrundes, in den er hineinstürzen sollte, ergriff er mit kühner Hand das Steueruder des Staates, hoffte mit fester Zuversicht auf die Hilfe des Allmächtigen, verließ sich auf die Gerechtigkeit seiner Sache, die Unschuld seines Herzens, und die Reinigkeit seiner Zwecke.

Er versuchte zuerst den Weg der Gelindigkeit bei den Rebellen, obschon er bei Lebzeiten des Kaisers Matthias auf Gewalt gestimmt hatte, denn die Umstände hatten sich sehr verändert, seine Lage sich verschlimmert, also mußte er auch seine Gesinnungen ändern. Er schrieb an den böhmischen Statthalter, erbot sich zur Bestätigung aller Vorrechte und Freiheiten des Königreichs, trug auf einen Waffenstillstand an, und versprach allen Schulbigen Verzeihung. Er ließ es nicht bloß bei Worten bewenden sondern er sandte zwey Urkunden nach Böhmen worinn er dem Reiche seine Rechte, Statuten, Majestätsbriefe und Privilegien sowohl im Geistlichen

als Bürgerlichen; die zwischen den utraquistischen Ständen, den Fürsten und Ständen Schlesiens im Jahre 1609 errichteten Bündnisse, ohne allen Widerspruch bestätigte, nur sollen diese nach den billigen und alten Gewohnheiten eingerichtet seyn, und nicht auf den Umsturz der katholischen Religion abzielen. Er versprach ihnen nebstbei, nur Böhmen zu Staatsämtern zu befördern, die böhmische Münze nicht zu vermindern, und alles dieses auf das genaueste zu halten. Er ersuchte die Stände, sie möchten einige aus ihrem Mittel nach Wien schicken, um sich mit ihm gemeinschaftlich zu berathschlagen, wie alles in Güte beigelegt werden möchte. Allein alles dieses war umsonst; er sprach zu tauben Ohren, und niemand wollte von einem Vergleiche etwas hören. Die Häupter der Aufrührer glaubten, bereits zu weit gegangen zu seyn, als daß ihnen der beleidigte Fürst verzeihen, und sie ohne eigener Gefahr ihrer Köpfe zurückgehen könnten, deswegen verharrten sie bei ihrem Starrsinne; stärkten das arme, verblendete Volk in seiner Widersetzlichkeit, und Thurn rückte über die böhmische Gränze nach Mähren, eroberte Brünn, und zwang die Mähren, seine Parthey zu nehmen. Religion und Regierungsform wurden im Markgrafthume, wie in Böhmen und Schlesien geändert, und er führte den rebellischen Haufen nach Oesterreich, wo seiner die Protestanten wie eines Erlösers harrten, und ihn als solchen empfiengen. Sie hatten sich schon vorher geweigert, zu huldigen, unter dem nichtigen Vorwande: daß Albrecht ihr eigentlicher Landesfürst, nicht aber Ferdinand sey, denn

die Entfugung und Verzicht auf Oesterreich durch Albrecht sey niemals feyerlich geschehen. Sie hatten auch, nach dem Beispiele der Böhmen, die Kammergüter an sich gezogen, sich bewaffnet, und alle Pässe und Straßen mit Volk besetzt, damit keiner der Fürsten, Ferdinand, oder sein Bruder Leopold, entweichen möchte. Mit frohem Jubel stießen sie nun zu den rebellischen Schaaren, welche nach Wien zogen, ihren Landesfürsten und Herrn in seiner Residenz zu belagern.

Der von allen Seiten gedrängte Fürst flüchtete jetzt seine Kinder von Grätz nach Tyrol, und beschloß, des Rathes seiner Getreuen ungeachtet, in Wien zu verbleiben, und mit aller Gelassenheit den Ausgang seines Verhängnisses zu erwarten. Immer näher rückte das Heer der Rebellen; umzingelt wurde die Stadt, und ihr so nahe gelagert, daß die Burg ganz leicht beschossen werden konnte, und auch wurde. Es fielen bald einige Kanonenkugeln in die Vorzimmer des Fürsten, und trieben ihn aus seinen Zimmern. Laut jubelten seine öffentlichen Feinde in der Stadt, mit hämischer Schadenfreude schielten die heimlichen nach ihm, und rings umher lauerten feindselige Beobachter auf ihn. Da stand er jetzt, verlassen von jedermann, nur nicht von sich selbst, ohne alle Verteidigungsmittel; aber er stand wie ein Fels im tobenden Meere, unerschütterlich fest, und sah mit heiterem Blicke der heranwälzenden Fluth des tobenden Sturmes entgegen. Sicherer hielten sich nicht seine Feinde, wie er seiner Sache,

obgleich der protestantische Pöbel schon von seiner Einkerkelung in ein Kloster sprach, und von nichts andern träumte, als wie jetzt die Regierungsform anzuordnen, Oesterreichs Staaten zu vertheilen; die protestantische Religion im Triumphe, und selbst die jungen Erzherzoge in dieser zu erziehen seyen. Allein alles dieses erschreckte den erhabenen Fürsten nicht. Er war zwar auf keine Belagerung gefaßt, hatte kaum eine Handvoll Soldaten zu seinem Dienste, die aber weder Muth noch Willen hatten, für ihn und gute Sache zu streiten, denn Brod und Sold mangelte ihnen, dessen ungeachtet gab er die Hoffnung nicht auf, sich zu erhalten. Er machte die bestmöglichen Vertheidigungsanstalten, suchte durch seine eigene Standhaftigkeit den Muth seiner wenigen Getreuen zu beleben, hielt selbst die Munde, und beobachtete in eigener Person die Arbeiten und Belagerungswerke seiner Feinde. Da er sich bei dieser Gelegenheit mit seinem Artilleriehauptmanne auf einer Warte der Burg befand, so entdeckte dieser die feindlichen Heersführer ziemlich nahe an den Mauern der Stadt; er wandte sich um, und sprach zu dem Fürsten: wenn er befehle, wolle er jetzt seine Feinde mit einem Kanonenschusse zerschmettern. Ferdinand stand hierüber ein Weilchen nachdenkend, als aber der Hauptmann sein Vorhaben ins Werk setzen wollte, so hielt er ihn mit den Worten zurück: „Sie mögen leben, und Gottes Strafgericht vorbehalten werden!“ Indem die Anführer sahen, daß nirgends her eine Hilfe für ihren Fürsten erschiene, wurden sie unverschämt dreist, und sechzehn

ihrer ständischen Mitglieder begaben sich unter der
 Anführung eines gewissen Thomas Thonrädels, Herrn
 von Ebergassing nach der Burg, traten tollkühn vor
 denselben, machten ihm die bittersten Vorwürfe we-
 gen der Ausschweifungen seiner Soldaten, legten
 ihm eine sogenannte Bittschrift vor, in welcher sie
 eine Einwilligung zu ihrem Bündnisse mit den Böh-
 men, und zu ihrer eigenmächtigen Bewaffnung ver-
 langten, und mit frechem Ungestümme in ihn dran-
 gen; ja Thonrädels trieb seine Vermessenheit so weit,
 daß er ihn bei den Knöpfen seines Wappens ergriff,
 und mit stolzem Troze fragte: „Nun, Ferdinand,
 willst du noch nicht unterschreiben?“ Aber Ferdi-
 nand nie größer als in diesem Augenblicke seiner
 Noth, unterschrieb nicht, zog sich in sein Cabinet
 zurück, nahm seine Zuflucht zum Gebete, und suchte
 Rettung bei Gott. Er war noch im Gebete begrif-
 fen, als sein Beichtvater kam, ihn zu besuchen. Er
 mußte warten, bis er seine Andacht vollendet hatte,
 und nun kam ihm der Fürst mit heiterer Miene ent-
 gegen, sprechend: „Lieber Vater! Ich habe so eben
 „die Gefahren überdacht, welche mir von außen und
 „innen drohen; ich überlegte das Bestreben meiner
 „Feinde in den Vorstädten; die Bewegungen und
 „Fallstricke derselben in der Stadt selbst; ich kenne
 „alle gar wohl. Da ich nun keine menschliche Hilfe
 „sah, so wandte ich mich zu Gott, warf mich auf
 „meine Knie, und betete, daß sein Wille geschehe,
 „wie es zu seiner Ehre gereichen möge, ich sey zu
 „allem bereit. Kaum hatte ich angebetet, so fühlte
 „ich mich aufgeheitert und beruhigt, und ich hoffe,

„Gott wird die Anschläge meiner Feinde vernichten.“ Er hoffte nicht vergeblich, denn, wie vom Himmel gesandt, erschien zur rechten Zeit der Oberste Saint Hilaire (vom Volke Cantelier genannt) mit fünfhundert Kürassiers des Dampier'schen Regiments, welche der General Bouquoi von Krems aus, die Donau herabgeschickt hatte. Diese kamen unversehrt durch das Fischerthor in die Stadt, und marschirten unter Trompetenschall auf dem Burgplatze auf, Ferdinands Befehle zu erwarten. Wie ein plötzlicher Donnerschlag betäubte der Trompetenschall die freche Rotte der Deputirten, sie verschwand schnell aus der Burg.

Viele vom Adel und der Bürgerschaft trieb ihr böses Gewissen in das Lager des Grafen von Thurn, um bei ihm Sicherheit zu suchen. Die ganze Scene veränderte sich in einem Augenblicke, die studirende Jugend, ein Theil der redlich gesinnten Bürger bewaffneten sich zum Schutze ihres Fürsten; auch kam bald einiges Fußvolk zu seiner Rettung herbei. Zugleich traf die Nachricht ein: Bouquoi habe den feindlichen General Mansfeld bei Budweis auf das Haupt geschlagen, und sey im Anzuge nach Prag. Schnell brach Thurn sein Lager ab, und führte sein Volk nach Böhmen zurück, um dort die bedrohte Hauptstadt zu retten. Also wurde Ferdinand gleichsam wie durch ein Wunderwerk von seinen Feinden befreit, und gar bald verbreitete sich auch die allgemeine Sage: ein Crucifix habe mit demselben geredet, und ausdrücklich die Worte vernehmen lassen: „Ferdinand, ich

„werde dich nicht verlassen?“ Während dieses zu Wien vorgieng, hatten sich die Kurfürsten versammelt, um sich mit der Kaiserwahl zu berathschlagen. Sie hatten auch dem Erzherzog als König und Kurfürsten von Böhmen hiezu eingeladen, allein bis jetzt konnte er nicht erscheinen, denn ringsum von seinen Feinden umzingelt, wölte er sich der Gefahr, gefangen zu werden, nicht aussetzen; auch schien es ihm nicht rathsam, Wien in dieser Zeit zu verlassen, weil es seinen Feinden dann ein leichtes seyn möchte, die Stadt durch Verrath wegzubekommen: ihr Verlust könnte den von ganz Oesterreich zur Folge haben. Ohnedieß waren ihm auch von den Rebellen alle Pässe verlegt, die erst jetzt wieder eröffnet wurden. Mit einem kleinen, aber treuen Gefolge, machte er sich jetzt nach Frankfurt auf, traf auch, ungeachtet der Gefahren, die ihn drohten, indem seine Feinde ihn auf der Reise aufheben wollten, glücklich dort ein. Aber selbst hier war es nicht sicher, denn eine heimliche Kabale wußte den Frankfurter Pöbel wider ihn aufzuwiegeln, und er mußte sich auf einige Zeit aus der Stadt entfernen, um sich der Pöbelmuth zu entziehen. Da einige Kurfürsten zu verstehen gaben, daß sie geneigt seyn, ihm Deutschlands Krone aufzusetzen, so arbeitete die protestantische Union in Deutschland mit äußerster Anstrengung daran, dieses zu hintertreiben; man machte ihm das Stimmrecht als Kurfürst streitig, und unterließ weder List noch Versprechungen, diesen Endzweck zu erreichen. Einige der unirten Stände hatten einen solchen Haß auf ihn geworfen, daß

sie sich vernehmen ließen: lieber den Türken, ja sogar den Teufel zum Kaiser zu machen, als ihn.“ Aber vergebens war ihr Streben; wo Gott will, vermag menschliche Kraft nichts. Ferdinand wurde durch die entschiedenste Stimmenmehrheit zum Kaiser ernannt und auch gekrönt.

Er hatte jetzt die Erfüllung seines höchsten Wunsches erreicht; denn an Tag gegeben wurde durch diese Wahl das unverdächtigste Zeugniß von der Würdigkeit seiner Person, und der Gerechtigkeit seiner Sache. Allein, dieses konnte auf die durch Leidenschaften erhitzten, und durch boshafte Kunstgriffe irreführten Gemüther der Böhmen keinen Eindruck machen, sie eilten vielmehr das Maas ihrer Ungerechtigkeiten gegen ihn zu füllen, und erklärten ihn auf einer Reichstagsversammlung, als einen Feind der böhmischen Religion und Freyheiten, ihrer Krone verlustig. Sie schritten ohne weiters zu einer neuen Wahl, in welcher nach einigen Zänkereyen zwischen den Evangelischen und Kalbinern, diese als die schlauern, den Sieg davon trugen, und somit einen Fürsten ihrer Religion, den Kurfürsten Friedrich den Fünften von der Pfalz, der es schon vorher darauf angelegt hatte, zum König von Böhmen erwählten. Zu gleicher Zeit erklärten sie auch alle diejenigen, welche sich gegen diese Wahl setzen, oder widerwärtig bezeigten, hievon übel sprechen, oder aber andere mit Worten oder That abwendig machen, oder sich mit dem Kaiser in irgend eine Verbindung einlassen würden, als Feinde des Landes

und Friedensförderer, welche Hals und Gut verwirkt haben sollen. Friedrich erschien, wurde mit beispiellosem Pomp zu Prag gekrönt; Böhmen, Schlesien, Mähren und Lausitz huldigten ihm, und Dänemark, Schweden, Holland, Venedig, nebst einigen deutschen Fürsten erkannten ihn als König. Er selbst schickte sich an, seinen Raub zu behaupten, durch Bündnisse sich zu stärken, und den Kampf mit Ferdinand zu beginnen.

Schon vorher hatten alle Protestanten der deutschen Erbländer sich in eine allgemeine Conföderation mit den Böhmen eingelassen; jetzt trat diesem Bunde zu Gunsten Friedrichs auch Gabriel Bethlen bei, ein verschmizter ehrfächtiger Mann, ein abgesetzter Feind der Katholiken, ein getreuer Freund der hohen Pforte, durch deren Hilfe er seinen rechtmäßigen Herrn, dem Gabriel Bathori, das Fürstenthum Siebenbürgen entrisen hatte, und also Usurpator, wie Friedrich, war. Ein allgemeiner Anruf auf Oesterreich und Ungarn wurde verabredet; Bethlen und die Böhmen sollten ihre Heere vereinigen, und sich vor Wien die Hände bieten. Bethlen brach schnell mit einer fürchtbaren Macht in Oberungarn ein, alles unterwarf sich ihm, weil man zu keinem Widerstande gefaßt war, und er empfing die Krone Hungarns zu Preßburg. Ferdinand erhielt noch zeitlich genug Nachricht von dem Anzuge der Feinde, er eilte nach Wien, war aber kaum dort angelangt, als schon die Feinde aller Orten anrückten.

anrückten. Wien zitterte, Bouquoi eilte aus Böhmen zum Beistande herbei, ihm folgten die Böhmen auf dem Fuße nach, und mit ihnen vereinigten sich zwölftausend Siebenbürger, die Hauptstadt wurde eingeschlossen, denn Bouquoi konnte es nicht hindern, weil er war geschlagen worden, und nur auf seine Erhaltung denken mußte. Ferdinand befand sich also jetzt das zweytemal am Rande des Verderbens, und es schien, als habe er nur die Kaiserkrone empfangen, um die böhmische und hungarische zu verlieren, allein auch aus dieser Gefahr rettete ihn die Vorsicht des Ewigen. Die belagernde Armee fieng an durch Mangel an Lebensmitteln und rauhe Witterung sehr große Noth zu leiden, und somit kehrten die Böhmen nach Hause; Bethlen erlitt eine große Niederlage in Hungarn, die ihn gleichfalls zwang, seine Truppen zurückzurufen, und so wurde Ferdinand wieder frey.

Sar bald änderte sich jetzt alles zu seinem Vortheile, er arbeitete vor andern daran, sich in Oesterreich sicher zu stellen, weswegen er den niederösterreichischen Ständen ihre Privilegien bestätigte, worauf sie ihn huldigten; wer es nicht that, wurde als Hochverrätther angesehen, und da dieses Lasters beinahe keiner schuldig seyn wollte, so unterwarfen sich fast alle ohne Unterschied der Religion. Da aber Friedrich von der Pfalz eigentlich der Hauptfeind war, so suchte sich Ferdinand jetzt vorzüglich wider ihn zu rüsten. Er hatte den Erzherzog Maximilian

von Bayern, und alle Fürsten der katholischen Ligue für sich genommen, besonders da er jenem in einem besondern Vertrage den Ersatz aller Kriegskosten versprochen, und ihm zum einstweiligen Unterpfande seines Versprechens das Land ob der Ens überließ, diesen aber auf das nachdrücklichste vorstellte, welcher Gefahr nicht nur die katholische Religion, sondern ihre eigene Existenz ausgesetzt sey, wenn sie noch länger den Fortschritten der protestantischen Union, deren Haupt Friedrich war, gleichgültig zusehen würden. Spanien stimmte der kaiserliche Gesandte, Graf Rhebenhüller zur Theilnahme an der Fehde, daß es Geld gab, und von den Niederlanden aus die Rheinpfalz anzugreifen beschloß. Kursachsen und Hesse Darmstadt ergriffen gleichfalls Ferdinands Parthey, und mit Bethlen wurde ein Waffenstillstand geschlossen. Die Ligue trat demnach unter ihrem Haupte, dem Herzoge Maximilian von Bayern, für Ferdinand; die Union für Friedrich zum Kampfe auf. Allein Frankreich legte sich ins Mittel, und bewirkte zwischen der Ligue und Union einen Frieden, worinn ausdrücklich bedungen wurde, daß die Union dem Kurfürsten Friedrich in Böhmen nicht beistehen, und ihre Hilfe nicht über die Pfalz erstrecken soll. Also gieng die Union zurück, und Maximilian von Bayern fiel mit seiner Armee wie ein Blitz rasch und schnell über das aufrührerische Land ob der Ens her, und zwang es zum Gehorsame Ferdinands. Hierauf rückte er in Verbindung mit dem österreichischen Heerführer Bouquoi nach Böhmen, und unterwarf sich alles bis vor die Thore von Prag.

Von der Oberpfalz kam nun auch mit spanischen Völkern Spinola, alle vereinigten sich, und lieferten dem Kurfürsten Friedrich ein blutiges Treffen am weissen Berge, siegten, und Friedrichs und Böhmens Schicksal war entschieden, Friedrich entflo, mit ihm der größte Theil der ansehnlichsten böhmischen Nobellen, Prag ergab sich seinem rechtmässigen Herrn, der Hauptstadt folgten die übrigen Städte. Die Stände huldigten ihrem Monarchen ohne alle Bedingungen, und nach ihrem Beispiele bequerten sich auch die von Mähren, und späterhin die Schlesier zur Unterwürfigkeit. Diese hatte der Kurfürst von Sachsen bezwungen, und gehindert, daß sie dem Kurfürsten Friedrich nicht beispringen konnten. Der Markgraf Johann Georg von Brandenburg, Herzog zu Jägerndorf, das Haupt der schlesischen Aufrührer, mußte gleichfalls flüchtig gehen, und der Kurfürst zu Sachsen erhielt die Lausitz als Pfand seiner bei diesem Feldzuge ausgelegten Kosten.

Ferdinand war endlich wieder Herr all dieser Länder, und zwar mit größerer Gewalt, als seine Vorfahren, denn er hatte sie erobert, und ohne Bedingung jetzt die Huldigung erhalten. Er hielt jetzt einen Kurfürstentag, auf welchem Friedrich der Fünfte, der Markgraf Johann Georg von Brandenburg, Herzog von Jägerndorf, Christian Fürst von Anhalt, und Friedrich, Graf von Hohenlohe, als Feldherrn und Helfer Friedrich des Fünften in die Reichsacht erklärt wurden, weil sie sowohl den Religions- als

Landfrieden gebrochen, und somit schon durch diese That selbst vermög der Reichskonstitution in den Reichsbann gefallen waren, weil sie ferner dem Kaiser nicht nur als König von Böhmen, sondern auch als Kurfürsten und deutschen Reichsmitstände seine Länder entrißen, die rebellischen Unterthanen des Erzherzogs zu Oesterreich unterstützt, und seine Länder verwüstet hatten. Die Vollstreckung der Reichsacht wurde dem Herzoge von Bayern und dem Könige von Spanien, als Besitzer des burgundischen Kreises, aufgetragen. Zwar hatten Kursachsen und Brandenburg gemeint, daß Friedrich der Fünfte vorgeladen, und wider ihn ein förmlicher Prozeß eingeleitet werden soll, allein dieser Meinung waren die geistlichen Kurfürsten nicht, und Ferdinand glaubte mit ihnen, daß es keiner solchen Formalität bedürfe, weil des Kurfürsten von der Pfalz gewaltthätiges Unternehmen, so wie seiner Helfer, ohnedieß jedermannlich vor Augen liege, durch sie der Landfrieden so wie der Religionsfrieden gestöhret worden sey, und sie eben deswegen mit der That von Recht in des Kaisers und des heiligen Reichs Acht gefallen seyen. Es schien nun wieder alles ruhig zu werden, die unierten Reichsstände näherten sich wieder ihrem Oberhaupte, man fieng sogar für Friedrichs Friedensunterhandlungen mit dem Kaiser an, wozu dieser sehr bereit war, allein ein Glückritter, wie ihn Schiller nennt, Ernst Graf von Mansfeld, nährte die Flamme des Krieges so lange, bis ganz Europa lichterloh brannte.

Ein von den Rebellen mißhandelter Fürst, wenn er Sieger wird, hat das Recht die Besiegten so zu demüthigen, daß die Wohlfart des Staats von ihnen nichts mehr zu befürchten hat. Man kann ihm hiebei keine Gesetze vorschreiben, auch nicht sagen, wie weit er gehen dürfe. Allein Ferdinand schrieb sich bei seinem Siege selbst die Gränzlinie vor; er wollte durch die Strafe weniger viele von gleichem Verbrechen abschrecken, und die übrigen schonen. Er wollte gerecht, nicht aber nach aller Strenge verfahren. Nach einigen Monaten erst setzte er eine Kommission aus Böhmen und Deutschen zusammen, die unter dem Vorſiße des Fürsten von Lichtenstein die Haupt-Käbelsführer und strafbarsten Rebellen vorladen, und zur Verantwortung ziehen mußte. Wer auf die Vorladung nicht erschien, wurde der verletzten Majestät und des Hochverrathes schuldig erklärt, sein Vermögen eingezogen, und sein Namen an den Galgen geschlagen. Von denen, die man in Verhaft brachte, und einer besondern Theilnahme an dem Aufstande überführen konnte, wurden einige wenige auf ewig, andere aber auf bestimmte Zeit ins Gefängniß gelegt; nur die Direktoren, weil sie eigentlich den Aufruhr angefangen, geleitet, und das ganze Reich und die damit vereinigten Provinzen ins Unglück gestürzt hatten, wurden zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Sie starben fast alle ohne Reue über ihr Verbrechen zu bezeugen. Verschieden fiel das Urtheil der Welt über diese Hinrichtung aus, je nachdem jemand zu einer Parthey gehörte. Einige sahen in den Hinge-

richteten nur die Strafe für gerecht; andere setzten sie in die Zahl der Martyrer für Vaterlandsfreyheit und Religion; und wieder einige hielten sie für bloße Fanatiker, denen die Köpfe schwindelten, die von Vourtheilen, Leidenschaften und allerhand Hirngespinnsten verblendet und hingerichtet das Opfer ihres eigenen Unsinnes geworden seyen. Noch andere gab es, welche der Meinung waren, daß diese Bestrafung der Schuldigen zur Unzeit vorgenommen worden sey, weil deswegen ganz leicht sowohl Böhmen als Deutschland neuerdings in Bewegung gesetzt, die Freunde des Kaisers ihm abgeneigt, die noch nicht Besänftigten mehr erbittert, und dem Kaiser noch mehrere Feinde auf den Hals geladen werden möchten.

Ferdinand hatte, während die Strafe an den Schuldigen zu Prag vollzogen wurde, eine Wallfahrt nach Maria Zell in die Steyermark verrichtet, daselbst sehr kostbare Geschenke geopfert, und abermals sein Gelübde, die katholische Religion in seinen deutschen Erbländern, in Böhmen und Hungarn herzustellen, erneuert, und nachdem er von dort wieder zurückgekommen, die Häupter der Rebellion bestraft waren, und sich dadurch allgemeiner Schrecken verbreitet hatte, befohlen, mit der gerichtlichen Untersuchung einzuhalten, und allen seine Gnade und Verzeihung anzubieten, die sich dieser würdig machen, und nicht hartnäckig in ihrem Ungehorsame verharren würden. Nur diejenigen, welche entweder Hofdiensie oder andere Aemter bei Friedrich be-

kleidet, zum Kriege besonders beigetragen, oder sonst sich strafbarer als andere gemacht hatten, wurden nach Maßgabe ihres Verbrechens einigermaßen an ihrem Vermögen gestraft, ihnen ihr Unrecht verwiesen, und gedrohet, daß rechtlich wider sie werde verfahren werden, wenn sie sich in Güte nicht fügen würden. Zugleich wurden alle kalvinische Prediger, Lehrer, Schulmeister und sogenannte Pikarden des Landes verwiesen, ihnen die schärfesten Strafen angedrohet, wenn sie in einer bestimmten Zeit das Land nicht würden geräumt haben, und dieses geschah nicht wegen der Religion, wie die Feinde des Kaisers vorgaben, sondern, weil sie des Hochverrathes sich schuldig gemacht hatten. Aus den eingezogenen Gütern der Hingerichteten, Gefangensitzenden oder Flüchtigen wurde beiläufig eine Summe von drey Millionen Gulden erlöset; dieses Geld wurde theils zur Bezahlung der Truppen, theils zum Vortheile der Wittwen und Waisen, und endlich auch zur Abzahlung der auf den Gütern haftenden Schulden verordnet. Auch in Schlessien und Mähren wurden die Güter der Hauptschuldigen eingezogen, aber niemand mit dem Tode bestraft.

Indem eigentlich die Majestätsbriefe der Vorwand zum Aufstande seyn mußten, und vorzüglich die Prediger und Schullehrer das gemeine Volk aufgewiegelt hatten, unter dem Deckmantel der bedrückten Religion, so zerschnitt Ferdinand jene erzwungene Duldungsbriefe, hob die Religionsfreyheit auf, ließ aber dem Reiche seine politischen Vorrechte und Frey-

heiten unangefochten, und die Regierungsform ungekränkt. Uebrigens zielten alle neue Einrichtungen und Verordnungen dahin ab, die katholische Religion wieder einzuführen, den durch die Calviner zerstörten Gottesdienst derselben neuerdings emporzuheben, den vertriebenen Ordensleuten, und besonders den Jesuiten das Ihrige wieder einzuräumen, Einigkeit in den Glaubenslehren zu bewirken, und eben darum alle Stände zur katholischen Lehre zu verpflichten. Welche Verhaltungsregeln er bei diesem Reformatiöns-geschäfte vorgeschrieben, und wie er alles dabei geleitet haben wollte, läßt sich aus seinen eigenen hierüber erlassenen Verordnungen am deutlichsten ersehen. Uebrigens ist es ausgemacht, daß er unerschütterlich fest auf seinen Zweck arbeitete, und sein Bemühen auch mit ganz gutem Erfolge gekrönt sah, ob es gleich einer Seits politisch genommen nicht vortheilhaft für die Landeskultur schien, indem sehr viele Landleute und Bürger mit ihren Familien auswanderten, und ihre Häuser, Höfe und Güter zurücliefen.

Indem der Kurfürst von Sachsen ein Freund des Kaisers war, und durch seinen Beistand im böhmischen Kriege sich um denselben verdient gemacht hatte, so kam jetzt Ferdinand bei seinem Reformatiöns-wesen in Böhmen in einige Verlegenheit. Er wünschte nicht nur die reformirten Prediger, und die anderer Religionspartheyen, sondern auch die Lehrer der augsburgischen Confession aus seinem Reiche verbannt zu sehen, allein in Rücksicht dieser

letztern sah er noch einige Zeit lang zu, erließ aber endlich doch einen Verbannungsbefehl wider sie. Der Kurfürst machte ihm ihrentwegen triftige Vorstellungen, und ersuchte ihn um ihre Duldung. Er schien zu wanken, und dem Kurfürsten zu Gefallen nachzugeben, allein jetzt trat der päpstliche Nuntius Caraffa auf, ließ anfänglich demselben durch den eifrigen Bischof, Johann Gottfried von Würzburg, und durch andere mächtige Personen Segenvorstellungen thun, und trug ihm endlich selbst seine Gründe vor, warum er glaubte, daß die Prediger der augsburgischen Confession nicht geduldet werden sollen. Er sagte ihm in Kurzem, was sich über bemeldten Gegenstand mit Grund sagen ließ: „daß
 „ nämlich keiner der protestantischen Fürsten, beson-
 „ ders aber Sachsen, keine katholischen Priester dul-
 „ de, keine Ausübung des katholischen Gottesdien-
 „ stes gestatte; daß hierinn weder die Auctorität
 „ des Kaisers, noch die Bitten der Freunde, oder
 „ irgend eine politische Rücksicht bei den protestan-
 „ tischen Fürsten so viel zu bewirken vermöge, daß
 „ sie auch nur im geringsten von ihrer unduldsamen
 „ Strenge gegen die Katholiken nachließen. Es hät-
 „ ten sich mit ihm schon viele verwundert und gear-
 „ gert, daß die Katholiken so feigherzig seyen, und
 „ sich in ihren Gebieten und Erbländern bald von
 „ diesem, bald von jenem Fürsten, oder wohl gar
 „ vom Pöbel Gesetze vorschreiben ließen, wie sie es
 „ mit der Religion halten sollen.“ Durch diese Vor-
 stellung bewogen, blieb Ferdinand auf seinem Be-
 fehle, und die noch in Prag vorhandenen zwey ge-

duldeten Kirchen der augsburgischen Confessionsverwandten wurden jetzt verschlossen, und die Prediger abgeschafft. Noch einmal machte der Kurfürst zu Sachsen Vorstellungen dagegen, sandte sogar einen seiner Vertrauesten an Ferdinand, der sich sowohl schriftlich als auch mündlich wegen der Vertreibung der Prediger beklagen mußte. Darüber kam beinahe der ganze kaiserliche Hof in Bewegung, und schien sich zum Vortheile der Prediger aus Rücksicht des Kurfürsten zu erklären. Dieses erregte bei Ferdinand neue Bedenklichkeiten, allein abermals erschien Carassa, und bat seine ganze Beredsamkeit auf, ihn standhaft zu erhalten; er stellte ihm vor:

„daß er nicht glaube, daß der Kurfürst wegen einer
 „Sache, die ihn selbst wenig angehe, so sehr böse
 „seyn soll, es sey im ganzen deutschen Reiche kein
 „Fürst, welcher nicht wolle, daß seine Unterthanen
 „seiner Religion oder Sekte zugethan seyn sollen,
 „und fast überall richteten sich die Unterthanen in
 „Rücksicht der Religion nach ihrem Landesherren, da-
 „her würde ein solches andere Fürsten am Kaiser
 „nicht Wunder nehmen, weil sie in ihren Gebieten
 „ein gleiches thäten.“ Der Kaiser zeigte ihm nachdenkend das Schreiben des Kurfürsten, und der Cardinal führte dagegen seine ferneren Gründe an. Nun hielt der Kaiser Rath über diesen Gegenstand, aber der Nunnius hatte die Rätthe schon unterrichtet, und somit fiel der Entschluß dahin aus, daß Se. Majestät auf Ihrem Befehle verharren möchten. Es wurde dem Kurfürsten geantwortet, er möchte nach Regensburg kommen, wohin der Kai-

fer ebenfalls auf dem Wege war, und wo man mit ihm mündlich über den bemeldten Gegenstand handeln wolle.

Der Nuntius hatte also wieder gesiegt; er zeigte dem Kaiser etwas später ein Schreiben eines sächsischen Ministers, worinn dieser seinen am kaiserlichen Hofe befindlichen Bruder geschrieben hatte: Der Kurfürst sey wegen der Vertreibung der Prediger eben nicht so sehr erzürnt gewesen, er habe sie nicht so hoch geachtet, daß er ihrentwegen irgend eine Unruhe anzufangen beschloffen; er habe zu Gunsten der Protestanten und seiner Religion etwas thun müssen, damit er sie nicht zu vernachlässigen scheine, und wenn seine Gesandten darauf gedrungen hätten, daß jene wieder eingesetzt werden möchten, so hätten sie doch den Auftrag gehabt, wenn der Kaiser auf dem Gegentheil bestehen sollte, nachzugeben, wenn nur ein gleiches nicht in Schlesien geschehe, und von der Rückgabe der Lausitz keine Rede sey. Aber noch war der Kaiser über den bemeldten Punkt nicht ganz beruhigt, besonders da es immer noch einige gab, welche auf die Zurückrufung und Duldung der angeburgischen Confession aus politischen Gründen riefen, und alle Mühe anwendeten, daß es nicht geschah. Endlich gab der Bischof von Würzburg der Sache den Ausschlag, indem er zum Kaiser sprach: „Wenn hier und dort „Gefahren sind, und es scheint, daß hier Gott, „und dort die Menschen beleidigt werden, so halte „ich es für besser, in die Hände der Menschen, als

„des lebendigen Gottes zu fallen, aus welcher weder
 „wir, noch ein anderer Eure Majestät befreien kön-
 „nen.“ Diese Worte hatten ein solches Gewicht
 beim Monarchen, daß er auf seinem Vorsatze beharr-
 te, und neuerdings dem böhmischen Statthalter Be-
 fehle zuschickte, in der angefangenen Reformation
 eifrig fortzufahren.

Das Glück und Elend vieler Millionen Menschen
 und selbst das Schicksal Deutschlands würde in Fer-
 dinands Händen gelegen seyn, und auf dem Ent-
 schlusse beruhet haben, den er nach der Besiegung
 des Kurfürsten Friedrichs und der böhmischen Re-
 bellen nehmen würde, wäre es in seiner Macht ge-
 standen, den Krieg gänzlich zu endigen. Allein
 Mannsfeld, Friedrichs Felbherr, legte die Waffen
 nicht ab; er durchstreifte von der Gränze Böhmens
 an Deutschland, gieng über den Rhein, und sieng
 an, Elsas zu plündern, sein Heer bis auf zwanzig-
 tausend Mann zu verstärken, und dadurch die ge-
 sunkene Hoffnung des flüchtigen Kurfürsten wieder
 zu erhöhen, der auch, als er das gute Kriegesglück
 des Mannsfeld sah, wieder aus Holland nach der
 Pfalz zurückkam, wodurch sich die Friedensunter-
 handlung zerschlug, und der Krieg wieder begann.
 Wirklich war es an Mannsfeld, dem Friedrich sein
 ganzes Unglück und Verderben, und Deutschland die
 schreckliche Plage des dreyßigjährigen Krieges zuzu-
 schreiben hat, denn wäre dieser Mann nicht unter
 den Waffen geblieben, so hätte weder die Ligue noch
 Ferdinand Ursache gehabt, noch länger die Waffen

in den Händen zu behalten. Auf Mannsfeld gründete Friedrich seine Hoffnung, auch England sieng an, ihn zu unterstützen; Dänemark wurde gleichfalls thätig für ihn; Dänemark wurde gleichfalls thätig für ihn; Bethlen drang wieder an Oesterreichs Grenzen vor, und der alte Graf Matthes von Thurn, und die geächteten Flüchtlinge Böhmens sammelten sich wieder unter Friedrichs Fahnen. Georg Friedrich, Markgraf zu Badenburlach, ein Unionsglied, zog auch ein auserlesenes Kriegsvolk zusammen, um es dem geächteten Friedrich zu Hilfe zu führen, und der Vertheidiger einer schlechten Sache zu werden. Gereizt durch das Beispiel Mannsfelds erhob sich auch in Niederdeutschland ein ähnlicher Abentheurer, der, ohne ein eigenes Land zu besitzen, ohne Geld zu haben, ein Kriegsheer errichten und anführen wollte. Dieser war der Herzog Christian zu Braunschweig Wolfenbüttel, Präbendar von Halberstadt, ein kühner, feuriger, wilber und schwärmerischer Mann. Er hatte sich vorgenommen, unter dem Vorgeben, deutsche Freyheit zu schützen, sich und sein Heer durch die reichen Bischümer und Abteyen der Katholiken in Niederdeutschland und am Rheine fett zu machen, und ein eigenes Land zu erringen; diesernach machte er allen, die sich unter seine Fahne begeben würden, die glänzendsten Versprechungen, und zeigte ihnen die reich zu machende Beute. Gar bald hatte er auch ein Kriegsheer beisammen, und begann seinen Heldenlauf mit Plünderung der Klöster und Kirchen, und schonte selbst die Gebiete seiner Glaubensgenossen nicht. Allein alle diese Helden wurden nach einan-

der von den Liguisten General Tylly bei Wimpfen, Höchst, und im Elſaſe geſchlagen, vom Kriegesſchau-
 plaze verdrängt, und die Länder des Pfalzgrafen und
 Kurfürſten Friedrichs kamen in die Hände der Sie-
 ger. Bethlen ſchloß abermals Frieden, und ſo war
 Friedrichs Lage jezt elender als zuvor.

Nun lud Ferdinand die Kurfürſten und Fürſten
 zu einem Collegialtage nach Regensburg ein, wohin
 er ſelbſt kam, in der Abſicht, auf den Herzog aus
 Bayern, ſeinem treuen Freund die Kurpfalz zu über-
 tragen. Er wurde zu dieſem von dem Pabſte
 vorzüglich aufgefordert, und hatte ſchon einige Zeit
 daran gearbeitet, beſwegen auch den König von
 Spanien zur thätigen Mitwirkung erſucht, ſeine
 Schreiben wurden aber aufgefangen, und ſeine Ab-
 ſicht verrathen. Jezt arbeiteten England, Dänne-
 mark und die proteſtantiſchen Fürſten Deutschlands
 ſeinem Endzwecke entgegen, aber eben dieſes machte
 ihn entſchloſſener, denſelben zu erreichen, wozu ihm
 die Gelegenheit jezt die vortheilhafteſte ſchien, da
 er all ſeine Feinde gedemüthigt hatte. Er wollte
 dadurch der katholiſchen Religion einen weſentlichen
 Dienſt erweiſen; ſein dem Herzoge von Bayern ge-
 gebenes Wort erfüllen, und zeigen, daß er ſtandhaft
 ſey, ungeachtet ſeine Feinde ſein Geheimniß ent-
 deckt hätten. Biſher hatten die Proteſtanten gleiche
 Stimmen bei dem kurfürſtlichen Collegium, ſobald
 Böhmen nicht bei der Verſammlung erſchien. Durch
 den Eintritt von Bayern in die Stelle des Pfälzers
 bekamen die Katholiken wieder die Mehrheit, und

dieses war es, was der Pabst, Ferdinand und die katholischen Kur- und Fürsten wünschten. Aber eben darum sträubten sich die protestantischen auswärtigen Mächte und deutschen Stände dagegen, es war ihnen nicht um Friedrich, sondern um ihre eigene Sache zu thun; es war demnach Kampf der Partheyen, und Ferdinand siegte für die Katholiken. Der Herzog Maximilian von Bayern wurde feyerlich, jedoch nur für seine Person, mit der pfälzischen Kur belehnt, den Kindern und Seitenverwandten des Kurfürsten Friedrich des Fünften hingegen wurden ihre Ansprüche und ihre Rechte vorbehalten.

Die Entsetzung Friedrichs und Uebertragung der Kurwürde an Bayern wurde von den Protestanten als ein eigenmächtiger Eingrif des Kaisers in die Reichsverfassung angesehen, besonders da Kursachsen und Brandenburg dazu, wenigstens für den Augenblick, nicht einwilligten. Allein die katholischen Kurfürsten und auch Hessendarmstadt hielten es für Recht, so wie Ferdinand selbst, und ihre Gründe waren: weil der Kaiser der angegriffene und beschädigte Theil; weil mit ihm viele katholische Stände durch den erneuerten Krieg Friedrichs und seiner Freunde; durch Gewaltthätigkeiten und Plünderungen sehr vieles gelitten; ein großer Theil deutscher Länder durch sie verheert, und sie nicht eher ruhten, bis sie gänzlich verjagt worden seyn. Der Sieger sey befugt, alle jene Mittel anzuwenden, welche ihm zur Entschädigung dienen, und ihn und das Reich

für die Zukunft vor dergleichen Gewaltthätigkeiten sicher stellen könnten. Zudem sey ja Maximilian vom nämlichen Hause; die Gerechtsame und Ansprüche der Kinder und Seitenverwandten des Kurfürsten Friedrichs seyen vorbehalten; das regierende Kurhaus Sachsen habe ebenfalls seine Würde der Absetzung des Kurfürsten Johann Friedrichs und seiner Linie zu verdanken.

Man zog dabei noch in Betracht, wenn der Pfalzgraf wieder in all das Seinige eingesetzt werden, und ungestrast bleiben sollte, man wegen der Straflosigkeit seines Verbrechens im Reiche nicht wohl beisammen bleiben könne, weil dadurch anderen zur bösen Nachfolge Ursache gegeben würde; daß der Kaiser ungemeinen Schaden unverschuldet erlitten, große Kosten gehabt, und alles dieses, den Rechten und der Reichsverfassung zuwider, habe tragen müssen; da hingegen der Pfalzgraf ohne Noth und Befugniß unverantwortlicher Weise solche Uebel und Unheil seinem von Gott vorgeordneten Oberhaupte und Reiche verursacht, und mehrentheils selbst zugefügt hätte, daß er die angebotene Gnade ausgeschlagen, treuen Warnungen kein Gehör gegeben, sich und sein Verbrechen nicht erkennt, sondern immerfort in seinem Ungehorsame verharrt, und auch niemals das geringste Zeichen eifer Reue von sich gegeben, sich nicht unterworfen und um Gnade gebeten, daß endlich sein General Mansfeld fortfahre, in seinem Namen die Feindseligkeiten auf dem Reichsboden gegen

gegen die gehorsamen Stände ohne Unterschied der Religion auszuüben, wodurch genugsam bestätigt werde, daß Friedrich nicht in Güte, sondern mit Waffengewalt sein Vorhaben ausführen wollte.

Nachdem Ferdinand durch den Beistand der katholischen Ligue überall glücklich wider seine Feinde gewesen war, so würde Deutschland und er bald der Ruhe haben genießen können, hätte nicht noch der alte Aufwiegler und Unruhstifter, Matthes von Thurn, gelebt, und an einem neuen Kriegsentwurf gearbeitet, welchen der unruhige Gabriel Bethlen und Christian von Braunschweig ausführen sollten. Man wollte sich in Böhmen vereinigen, und von da aus den Kaiser wieder in seiner Residenz bekriegen. Nachdem zu diesem Vorhaben alles veranstaltet schien, brach Bethlen mit seiner Armee in Mähren ein, und sah der Ankunft Christians entgegen. Dieser hatte in Eile eine Armee zusammengerafft, und kam nun wieder durch die Reize der Gattin des vertriebenen Kurfürsten, Friedrich des Fünften, begeistert, auf den Schauplatz, spielte aber seine Feldherrenrolle so schlecht, daß er von dem ligistischen General Tilly bei Stadtlao aufs Haupt geschlagen, sich zurückzog, und dem Bethlen die Hauptrolle allein überließ. Dieser wollte aber nicht allein bleiben, verließ Mähren, und schloß wieder einmal Frieden mit Ferdinand. Nun stand kein Feind mehr wider Ferdinand im Felde, und der Friede schien ihm zu lächeln. Er benützte diese Gelegenheit zur

Wohlfahrt und vollen Veruhigung seiner Länder. Die Kröyer und Wipper hatten beinahe alles Geld verchlungen, das Münzwesen war in äußerste Zerrüttung gerathen, der Gehalt des Geldes beinahe vernichtet. Er verbesserte dies, und half der Unrichtigkeit nach Billigkeit ab, erneuerte den Waffenstillstand mit den Türken, reformirte zu Wien in und außer der Stadt, wie auch in ganz Oesterreich, entsetzte die evangelischen Prediger und Schulmeister aus dem Lande, und hob die Katholiken empor. Er setzte auch seine Familienangelegenheiten auseinander, und brachte alles mit seinen Brüdern, den Erzherzogen Leopold und Karl, in Ordnung, gab diesem die Markgrafschaft Burgau und zwey Fürstenthümer in Schonen sammt dreißigtausend Gulden jährlichem Zuschusse, und bekam dessen Antheil von den Vorlanden, jenem überließ er Tyrol und die Vorlande: bestellte seinen eigenen Prinzen, Leopold Wilhelm, zum Bischofe der durch Leopold abgezeuerten Bisthümer Straßburg und Passau, und ward für Ferdinand Ernst, seinem Kronprinzen, um die Infantin, Donna Maria, beim Könige von Spanien. Endlich gab er auch den im Kriege mit Friedrich gefangenen Generalen desselben, den Fürsten Friedrich, Herzog von Sachsen Altenburg, der bald wieder sein gegebenes Wort brach, und wider ihn tritt, und dem Prinzen Christian von Anhalt die Freiheit. Diesem begegnete er mit vorzüglich annehmender Hochachtung, weil dessen Vater sein an Ferdinand verübtes Unrecht erkannte. Er lud ihn an seine Tafel, und behandelte ihn so

edel, als wären die Fürsten von Unhalt immer seine vorzüglichsten Freunde gewesen. Er schien vergessen zu haben, daß sie es waren, welche es darauf angelegt hatten, ihn vom Throne zu stürzen, und Oesterreich aus Religionshaß zu vertilgen.

Der Kaiser glaubte sich seiner Feinde entledigt zu haben, allein er täuschte sich. In einem Winkel von Holland arbeiteten Friedrich und Mannsfeld, und in einem andern im niedersächsischen Kreise Christian von Braunschweig an neuen Projekten, ihn und das Reich in neue Kriege zu verwickeln, und Tod und Verderben über Deutschland zu bringen. Frankreich, England, Venedig, Saboyen, Schweden, Holland, Bethlen und Dännemarks Christian, wurden die neuen Schutzheiligen Friedrichs des Fünften. Im niedersächsischen Kreise wurde zu Lauenburg ein Kreistag gehalten, und durch Intriguen und allerhand Mittel die Stimmenmehrheit erzwungen, daß man sie zur Schüzung der deutschen Freyheit und der augsburgischen Confession wider die ligistische Armee rüsten müsse, unter später Versicherung, daß diese Rüstung nicht wider das Reich und den Kaiser abgesehen sey. Ferdinand merkte die Absicht, schrieb einen allgemeinen Reichsdeputationstag aller Reichsstände nach Ulm aus, um darauf durch gültliche Mittel dem ausbrechenden Uebel abzuhelfen; allein die niedersächsischen Stände wurden gehindert, dabei zu erscheinen. Man wählte den König Christian den Vierten von Dännemark zum Kriegsober-

sten, und ernannte ihn zum Feldhern desselben. Als die Fehde dem Ausbruche nahe kam, wurden Schriften von beyden Seiten gewechselt, ein Waffenstillstand von der kaiserlichen Parthey ange sucht, zugleich aber auch verlangt, daß Mannsfeld aus dem Lande abgeschafft werden möchte.

Mannsfeld, so wie Christian von Braunschweig, hatten kurz vorher beim Kaiser Parbon begehrt, und er wurde ihnen, wie sie wünschten, gewähret, aber dieses fruchtete nichts, denn Christian von Dänemark und seine Freunde wollten Krieg. Der Waffenstillstand wurde von ihm nur auf eine kurze Zeit zugestanden, daß er wohl voraus sehen konnte, man könne in dieser nicht zum friedlichen Vergleiche kommen, und wegen Mannsfeld wurde erwiedert: er sey in englisch-französischen Diensten, der jetzt dem Kreise zu Hilfe gekommen, und den man folglich nicht abschaffen könne. Kurz, einige unruhige Köpfe wünschten Krieg, und bedienten sich zu ihrer Absicht, wie es Billy öffentlich schrieb, des Königs von Dänemark, der gleichfalls seinen Vortheil dabei suchte. Die deutsche Freyheit und die Aufrechthaltung der augsburgischen Confession, die doch nicht angefochten wurde, mußten der Deckmantel seyn, diesen neuen Krieg zu bemänteln, der eigentlich den schwedisch-französischen zur Folge hatte. Ganz Deutschland sah erstaunt nach dem niedersächsischen Kreise hin, und wußte sich nicht sogleich bei diesem unermutheten Ereignisse zu fassen; selbst im Kreise protestirten einige Stände wider die mächtige Bewaff-

nung, und Christian von Braunschweig Lüneburg, auch ein Protestant, blieb treu dem Reich und Kaiser. Nirgends also schien Deutschlands Freyheit, und die augsbургische Religions-Confession unterdrückt, und in Gefahr, als in Niedersachsen, wo der jüngere Christian von Braunschweig, der zweymal besiegte Held, sich befand, und welchen sammt dem Mannsfeld zu beobachten, sich der ligistische General Lilly an die Gränzen gestellt hatte. Eine Kriegsmacht von sechzig tausend Mann kam also in Niedersachsen zum Vorscheine, wobei Mannsfeld die englischen Hilfsvölker, Christian von Braunschweig die Kreistruppen, und der König von Dänemark sein eignes Volk anführen sollte. Ferdinand hatte durch Unterhandlungen, Ermahnungen und alle mögliche Mittel dem Kriege vorbeugen wollen, aber vergebens. Die Feindseligkeiten fiengen an, und er mußte den neuen Kampf bestehen, so schwer und heinache unmöglich es ihm auch fiel. Die Ligue hatte ihm bisher ihre Kräfte getreulich gewidmet; er konnte sie jetzt nicht ihren Feinden opfern, besonders, da es auch ihm galt, und man den Pfälzer wieder zu erhöhen, ihm aber seine eigenen Länder neuerdings zu entreißen, die Absicht hatte. Allein, seinen Zweck auszuführen, und sich standhaft zu behaupten, hiezu brauchte er Truppen und Geld, und dieses mangelte ihm. Seine Staatskassen waren leer, ein großer Theil seiner Länder war durch seine Feinde verödet worden, seine Kammergefälle waren verpfändet, und die Einkünfte seiner innerösterreichischen Provinzen reichten kaum zu, seinen Hof- und

Civilstaat zu unterhalten. Aus dieser gebrängten Lage rief ihn plötzlich ein Mann, der ähnlich einem flammenden Meteor am deutschen Horizont erschien, und aller Menschen Augen auf sich zog. Dieser seltene Mann war Wallenstein, ein Böhme von einem alten edlen Geschlechte, einem vielumfassenden Geiste, gleich groß als Staats- und Kriegsmann, dessen Ehrsucht aber unbegrenzt, und dessen erregte Leidenschaften kein Ziel kannten, der im Besitze eines unermesslichen Vermögens war, und durch astrologische Träume verblendet, sich schmeichelte, dereinst eine Königskrone zu tragen. Dieser bot sich jetzt an, auf eigene und seiner Freunde Kosten eine Armee zu errichten, sie zu kleiden und zu nähren, wenn ihm erlaubt würde, sie bis auf fünfzigtausend Mann zu vergrößern.

Er hatte bei diesem Antrage auf glückliche Umstände gerechnet, und das Beispiel der beyden Parthengänger, Mansfeld und Christian von Braunschweig, nachzuahmen beschloffen, welche ohne eigenes Vermögen dennoch Armeen erhielten, indem sie von Feinden und Freunden die größten Brandschatzungen erhoben, und ihre Soldaten durch Plünderungen bereicherten. Sein Erbieten wurde angenommen, man räumte ihm einige Kreise in Böhmen zu Musterplätzen ein, und gab ihm die Erlaubniß, die Offiziersstellen zu besetzen. Nach wenig Monaten hatte er zwanzigtausend Mann beisammen, und ehe er an der Gränze von Niedersachsen ankam, schon mit zehntausend sich verstärkt. Er wollte sich mit

dem sictlichen Generale Tilly nicht vereinigen, sondern allein handeln, um nicht durch jenen verdunkelt zu werden. Er fand seinen Gegner an Mannsfeld, welchem er ein blutiges Treffen an der Deßauer Brücke lieferte, und ihn besiegte. Nachdem sich nun hierauf Mannsfeld in dem Brandenburgischen wieder erholet, und dann auch in Schlesien eingeklungen war, eilte er ihm nach, jagte ihn nach Hungarn, und bewirkte, daß Bethlen sich wieder zur Ruhe gab, und dadurch die Erbländer gesichert wurden. Indessen wurde von Tilly auch Christian der Vierte von Dännemark bei Lutter am Bornberge geschlagen und gänzlich zurückgeworfen, worauf Wallenstein gleichfalls nach Niedersachsen kam, die Waffen des Kaisers siegreich machte, aber auch zu gleicher Zeit anfieng, diktatorisch zu herrschen, alles nach seiner Willkühr zu leiten, keinen Befehl des Kaisers mehr zu achten, nur dessen Namen und Auktorität zur Bemäntlung seiner willkührlichen Gewalt und seiner Expreßungen zu mißbrauchen; und durch seine Freunde und bestochenen Kreaturen an Hofe die wahre Lage der Dinge zu verbergen. Er schloß mit Dännemark einen für diese Krone sehr vortheilhaften Frieden, und machte nun den Entwurf, nicht den Kaiser, sondern sich zum Herrn der kaltschen See zu machen. Er belagerte eigenmächtig Stralsund, und gab dadurch Anlaß, daß Gustav Adolph sich in die deutschen Angelegenheiten zu mengen Gelegenheit fand. Ferdinand, der die Pläne seines glücklichen Felsherrn noch nicht durchsah, belohnte ihn für seine geleisteten Dienste kaiserlich,

erhob ihn zum Herzoge von Friedland, und belehnte ihn mit den Ländern der in die Reichsacht erklärten Herzoge von Mecklenburg. Diese Erhöhung hatte Wallenstein nur einigermaßen der Dankbarkeit des Kaisers, weit mehr aber jenen Großen bei Hofe, die von ihm bestochen waren, und dem Einflusse der Jesuiten, die er durch allerhand Lockspeisen an sich zu angeln wußte, zuzuschreiben.

Indem besonders die ligistische Armee in dem dänisch-niedersächsischen Kriege sich hervorgethan, die meisten Sieges-Lorbeeren errungen, und das reichsoberhauptliche Ansehen geltend gemacht hatte, so übergab jetzt Ferdinand dem Oberhaupte derselben, dem Erzherzoge Maximilian von Bayern, die obere Pfalz sammt den Ländern der unteren diesseits des Rheins, und bekam dafür sein für die böhmischen Kriegskosten verpfändetes Land ob der Ens wieder zurück. Da er immer treu, und fest nach seinen Grundsätzen handelte, alles auf Gott und die Religion bezog, so fieng er auch sogleich an, dieses zu reformiren. Indem sich aber dieses die Religions-neuerer nicht wollten gefallen lassen, so rotteten sie sich zusammen, besonders das Bauernvolk, und es entstand ein förmlicher Bauernkrieg, wobei es zu einigen sehr blutigen Gefechten kam, jedoch Pappenheims Tapferkeit trieb die Rebellen zu Paaren, und lehrte die Bauern einsehen, daß sie besser mit dem Pfluge, als mit dem Schwerdte umzugehen verstünden. Nach und nach kam auch hier alles wieder zur Ruhe, und wenn schon nicht alle zur katholischen

Kirche zurückkehrten, so wichen sie doch den Zeitumständen, und fügten sich wenigstens dem Scheine nach den landesfürstlichen Verordnungen. Da nun auch in der Steyermark, Kärnthen und Krain sich wieder einige evangelische Prediger eingeschlichen hatten, und Proselyten machten, so gab Ferdinand den strengen Befehl, jeden Prediger, wenn er nicht sogleich das Land räumen, und ertappt würde, am nächsten Baum aufzuhängen. Keiner aber hatte Lust, die Märtyrerkrone seines Glaubens zu verdienen, sie verloren sich, und das Reformationsgeschäft schien hier für immer geendigt zu seyn.

Obgleich Ferdinand immer zu kämpfen hatte, so setzte er doch das Wohl seiner eigenen Familie nicht außer Augen. Er erwarb seinem Sohne, dem Erzherzoge Leopold Wilhelm, nebst den Bisthümern Passau und Straßburg auch das Bisthum Halberstadt, die Verwaltung des Erzbisthums Magdeburg, und die Abtey Hirschfeld bewirkte die Krönung des ältesten Prinzen, Erzherzogs Ferdinand, zum böhmischen und hungarischen König, und traf bei dieser Gelegenheit sehr vortheilhafte Einrichtungen zur Aufnahme und Kultur Hungarns. Er sorgte für genaue Befolgung der Gesetze, für die Erhaltung guter Ordnung und der Heerstraßen, für ein gutes nachbarliches Vernehmen mit den Türken, um seine Unterthanen ihrer Streifereyen und Plakereyen zu entheben; für die Errichtung von Erziehungshäusern angehender Seelforger; für öffentliche Schulen zur Bildung der jungen Edelleute, und endlich für das

Ansehen des Regenten in diesem Felde. Mit einem Worte, er that alles, wodurch er sich die Liebe und Zuneigung der ganzen hungarischen Nation erwerben konnte.

Bei allen Kriegen, die Ferdinand selbst bestehen mußte, unterließ er doch nicht, auch seinen Freunden beizuspringen. Der König Siegmund der Dritte in Polen, der auch Schwedens König gewesen, aber von seinem Oheim Karl, mittelst der protestantischen Reichstände wegen seines eifrigen Katholicismus des Thrones mit entsetzt worden war, führte auch deswegen einen langwierigen Krieg mit dem Usurpator, und als dieser gestorben war, auch mit seinem Sohne und Nachfolger Gustav Adolph. Ferdinand, als ein mit Siegmund verschwägerter Fürst, sandte ihm ein zahlreiches Heer unter der Anführung des Generals Arnheim zum Beistande. Gustav wurde in Polen und auch in Preussen ziemlich in die Enge getrieben, mußte sich aber durch einen sechs-jährigen Waffenstillstand aus seiner Verlegenheit zu ziehen, wobei Frankreichs Minister Richelieu das Meiste beigetragen hatte. Gustav Adolph wünschte sich jetzt an dem Kaiser zu rächen, und hoffte nur auf einen günstigen Augenblick; dieser kam eher, als er erwarten konnte, nach dem mit Dänemark geschlossenen Frieden des Kaisers. Dieser ließ sich im Vertrauen auf seine bisher errungenen Siege von den katholischen Kurfürsten und anderen Reichständen, von den Händlern der Ligue und vorzüglich seinen Rathgebern den Jesuiten, bereben, ein Elite

herauszugeben, kraft dessen den Reformirten die Ausübung ihrer Religion in Deutschland nicht gestattet, und alle unmittelbare und mittelbare Erz- und Bisthümer, Stifter, Klöster und andere geistliche Güter, deren sich die augsburgischen Confessionsverwandten Stände seit dem abgeschlossenen Religionsfrieden bemächtigt hatten, bei Strafe der Acht und Oberacht wieder herausgegeben werden sollten. Es waren allein zwey Erzbisthümer und zwölf Bisthümer auf diese Weise wider den ausdrücklich geistlichen Vorbehalt in ihre Hände gekommen, der vielen andern Stifter, Klöster und geistlichen Güter nicht zu erwähnen. Ferdinand glaubte hier nach aller Gerechtigkeit zu verfahren, weil die reformirte Religion ohnedies noch kein Bürgerrecht in Deutschland erworben, und die augsburgischen confessionsverwandten Stände kein Recht hätten erwerben können, wider den von ihnen selbst im Religionsfrieden zugestandenen geistlichen Vorbehalt, Bisthümer und dergleichen an sich zu ziehen, oder die Katholiken ihres Gebiethes aus ihren Besitzungen zu jagen, und zu verdrängen. Auch schien ihm, daß keine Verjährung bei dergleichen geistlichen Gütern Platz greifen könne, weil sie unrechtmäßiger Weise ohne einen gegründeten Rechtstitel erworben, niemals von seinen Vorfahren oder dem Reiche ihren Besitzern bestätigt, und von ihren Vorältern zum Dienste der katholischen, nicht aber der neuen Religion gestiftet worden sey. Dieses unglückliche Edikt, und daß Ferdinand mit Ernst auf dessen Vollziehung drang, mußte nothwendiger Weis die widrigsten Eindrücke

auf die Protestanten machen, und schlimme Folgen hervorbringen. In ganz Deutschland erscholl ein einhelliges Geschrey derselben, man wollte ihre Religion ausrotten, und wenn dieses geschehen seyn würde, auch die deutsche Freyheit vertilgen. Die durch sehr ansehenliche Kirchengüter bereicherten, und eben dadurch mächtig gewordenen protestantischen Stände fühlten nur zu sehr, daß durch die Herausgabe dieser Güter, ihr bisheriges Gewicht in Deutschland vermindert, und die Katholiken wieder erhöht werden müßten. Also sahen sie jetzt an dem Kaiser ihren abgesagtesten Feind, bewogen Himmel und Erde, schlossen einen gemeinschaftlichen Bund zu Leipzig zur Behauptung ihrer bisherigen Besetzungen der geistlichen Güter, und wollten lieber ganz Deutschland allen Verwüstungen eines neuen Krieges und dem schrecklichsten Elende Preis geben, als ihrem Eigennutze ein Opfer bringen. Zwar hatte Ferdinand dabei einen höchst politischen Fehltritt gemacht, daß er sich zur Kundmachung des Ediktes entschloß, er konnte ganz leicht voraussehen, daß dadurch eine allgemeine Verbitterung und Verwirrung entstehen, und dann wieder neues Blutvergießen veranlaßt werden könnte. Allein, sein strenger Eifer für die katholische Religion, seine ungemeyne Ehrfurcht und Anhänglichkeit an die Geistlichkeit, seine gänzliche Ergebenheit an die Jesuiten, und seine Dankbarkeit gegen die Ligue, hinderten ihn, das Gefährliche seines Schrittes einzusehen, und hoben ihn über alle Bedenklichkeiten hinweg. Es war eigentlich dieses nicht des Kaisers, sondern

seiner und Deutschlands Feinde Werk. Der Plan hiezu wurde in Frankreich geschmiedet, und hatte den Cardinal Richelieu zum Urheber; dieser wollte Oesterreich stürzen, um Frankreichs Größe darauf zu bauen; er gab den boshaften Rath, daß man sich der Gottesfurcht und Frömmigkeit des Kaisers zu seinem und der Seinigen Falle bedienen, und die eifrigsten Geistlichen in Deutschland unvermerkt durch allerhand Ueberredungskünste anspornen soll, vom Kaiser die Herausgabe der nach dem passauischen Vertrage von den Protestanten an sich gezogenen geistlichen Güter zu begehren; Ferdinand werde dazu gewiß bereit seyn, weil er keinen größeren Eifer, als die Vermehrung der geistlichen Güter, des Gottesdienstes und anderen Gott wohlgefälligen Werke kenne. Ferner rieth er auch ein, man solle dem Kaiser das Gewissen eng zu machen, und ihn zum Mitleiden zu bewegen trachten, indem man ihm vorstelle, wie sein Kriegsvolk aller Orten sehr übel handle, sein General, der Herzog von Friedland, über alle Kurfürsten und Stände im römischen Reiche unbeschränkt herrsche, vieles Geld erpresse, aus anderer Leute Schweiß seine Größe unterhalte, und seine Anhänger stattlich belohne; wann nun dieses der Kaiser, als ein sehr mitleidiger und frommer Herr, fasse, dann solle man auf die Abdankung seines Generals und die seines Kriegsheeres, wo nicht ganz, doch auf einen Theil desselben antragen. Würde alles dieses gut eingeleitet seyn, so werde der Kaiser bei allen protestirenden Kurfürsten und Ständen auf einmal unversöhnlich verfeindet, und seine Waffen

für nichts bedeutend gehalten werden; dann solle Frankreich losbrechen, und seinem Zwecke gemäß handeln. Dieser auf die Grundsätze eines Machiarvells gebaute Entwurf gelang, und wurde, wie sich gleich zeigen wird, auch ausgeführt.

Nachdem der Kaiser die allgemeine Unzufriedenheit der Stände vernommen hatte, setzte er eine Kurfürstenversammlung nach Regensburg an, der er selbst beiwohnte. Auf dieser wollte er mit Ernste an der allgemeinen Beruhigung und Hebung aller Beschwerden der Stände arbeiten. Es erschienen bei diesem Kurfürstentage auch Gesandte aus Frankreich, um einen Krieg, der in Italien wegen Mantua entstanden war, beizulegen. Der Herzog von Nevers, der nächste Unverwandte des verstorbenen Herzogs Vinzenz von Mantua und Montferrat machte Anspruch auf das Herzogthum, weil jener keine Kinder hinterlassen hatte. Er nahm ohne weiters Besitz von diesem Herzogthume, ohne den Kaiser, als obersten Lehnsherrn, darum zu ersuchen, und ihm und dem deutschen Reiche die schuldige Lehnspflicht zu leisten. Ferdinand, zum Vergleiche mit Frankreich durch die Kurfürsten aufgefodert, bot willig die Hand, der Friede wurde geschlossen, und Nevers als Herzog anerkannt, dafür aber versprach Frankreich, keinen der Feinde des Kaisers und des Reichs auf irgend eine Art, es sey durch Geld, Rath oder That, Probiant, oder sonstigermassen beizustehen. Diesen Frieden hatte vorzüglich ein berühmter Kapuziner, Pater Joseph, Richelieu's rechte Hand, bewirkt.

Wie aufrichtig es aber Frankreich dabei gemeint habe, weiß die Folge; als Gustav Adolph wider den Kaiser und das katholische Deutschland anzog, daher sagte Ferdinand auch oftmals, wenn er von diesem Frieden sprach: „daß ihn ein armer Kapuziner, durch seinen Rosenkranz entwagnet, und in seiner Kapuze, so enge sie auch sey, dennoch sechs Kur-„büche eingeschoben habe.“

Die französischen Gesandten, und besonders der erwähnte Pater Joseph, waren es, welche den vom Kardinal Richelieu geschmiedeten Plan jetzt im ganzen Umfange zur Wirklichkeit brachten. Durch ihre Kunstgriffe gewannen sie die Kurfürsten, Stände, und sogar die geheimen Räte des Kaisers, und diese bewogen ihren gutmeynenden Monarchen, daß er 15 tausend Mann Kavallerie entließ, die bald hierauf beim Feinde Dienst nahmen, und endlich auch seinen einzigen großen und gesürchteten Feldherrn Wallenstein seiner Feldherrenselle enthob, den einzigen Mann, der ihn zu retten fähig war, und dieses alles in dem Zeitpunkte, wo Frankreich mit den Schweden schon in Traktaten stand, und Gustav Adolph anforderte, nach Deutschland zu übersetzen, der sich auch durch die Gelegenheit und seine eigene Rache wider den Kaiser gereizt, sehr bereitwillig hiezu finden ließ. So triumphirten also, um sich der Ausrüde Schiller zu bedienen, Betrug und List über den Kaiser zu einer Zeit, wo man ihn in Deutschland allmächtig glaubte, und ehe ihn die Schweden im Felde schlugen, hatte ihn der Pater

Joseph schon unheilbar verwundet. Daß Ferdinand verrathen sey, sah Wallenstein deutlich ein, und er sagte zu den Abgeordneten desselben, die ihm seinen Kommandostab abzufordern gekommen waren: „Der Kaiser ist verrathen, ich bedaure ihn, aus dem Gesirne könnet ihr Herren selbst sehen, daß ich eure Kommission gemußt, und daß des Kurfürsten aus Bayern Geist des Kaisers seinen dominirt, daher kann ich dem Kaiser keine Schuld geben, wehe aber thut es mir, daß sich Ihre Majestät meiner so wenig angenommen, ich will aber Gehorsam leisten.“ Die Entlassung Wallensteins erregte allgemeines Murren bei der Armee, und der beste Theil der Offiziere nahm nun auch zugleich seinen Abschied.

Wenn man nun alle diese Thatfachen zusammenhält, so wird jeder unbefangene Mensch ganz leicht einsehen, daß es nicht von Ferdinand abhieng, dem Kriege mit Schweden auszuweichen, daß er den daraus entstehenden schrecklichen Folgen nicht zuvorkommen konnte, indem er sich alles gefallen ließ, was man von ihm forderte, und aus Liebe zum Frieden sich selbst tiefe Wunden schlug. List, Betrug und Bosheit waren es, die ihn in die Falle zogen, die seine Gottesfurcht, seine Frömmigkeit, sein wohlwollendes Herz mißbrauchten, und die französische-machiavellistische Staatskunst führte Deutschland und ihn ins Verderben.

Der Kaiser hatte alles gethan, was von ihm verlangt wurde, er schmeichelte sich also auch für sich und seine Familie einen Gegendienst von den Kurfürsten erwarten zu können, und warb um die römische Königskrone für den Prinzen Ferdinand. Allein eben die Kabale, welche ihn schon hintergangen hatte, strebte ihm auch jetzt entgegen, und vereitelte sein Gesuch. Er verließ Regensburg mit Mißmuth im Herzen. Da Gustav Adolph ohne alle Kriegserklärung schon in Pommern eingedrungen war, und kaum hatte er Wien erreicht, als ihm auch schon die Nachricht kam, Gustav Adolph mache ungemeyn glückliche Fortschritte in Deutschland.

Dieser von allen Protestanten vergötterte Held trat jetzt in dem Mantel deutscher Freyheit gehüllt als Kämpfer wider Ferdinand und die Katholiken auf. Die Scheingründe seines Krieges waren: daß seine Gesandte auf dem Friedenskongresse zu Lübeck zurückgewiesen, den Polen vom Kaiser Hilfe gesandt, einer seiner Kuriere, den er mit Depeschen an den Bethlen geschickt, aufgefangen, seine Flagge nicht respektirt, und er selbst nicht als König anerkannt worden sey. Die wahren Ursachen aber waren sein beleidigter Stolz, sein Bund mit Frankreich zum Sturze Oesterreichs geschlossen, seine eigene Leidenschaft zum Kriegshandwerke, darum er den Krieg suchte; sein heftiger Eifer für die evangelische Lehre denn dieser hatte sein Vater, und folglich auch er die Krone Schwedens zu danken, er mußte demnach

auch eine Lehre zu verbreiten suchte, welche ihn auf den Thron geführt hatte; die schmeichelnde Hoffnung, in Deutschland, wo er bisher nicht einen Fuß breit Landes besaß, sich welches erwerben zu können; und endlich, weil er fast mit mathematischer Gewißheit auf einen glücklichen Erfolg seiner Waffen zählen konnte.

Der Kaiser war geschwächt, seine Armee ohne Proviant, und in Deutschland zerstreut, ohne Oberhaupt, beinahe alle protestantischen Reichsglieder mit dem Kaiser unzufrieden, und froh über die Erscheinung der schwedischen Macht: Frankreich hatte ihm Hilfe versprochen, und Großbritannien zu beträchtlichen Subsidien Hoffnung gemacht. Er selbst war der erste Feldherr seiner Zeit, der tapierste Soldat seines Heeres, und sein Muth machte jeden der Seinigen zum Helden. Ferdinand hingegen kommandirte seine Armee nur von Wien aus durch den Hofkriegsrath, und hatte sich selbst desjenigen Mannes beraubt, den er dem jungen Helden und kühnen Könige hätte entgegen stellen können. Zwar ernannte er jetzt den ligistischen General Tylly zu seinem obersten Feldherrn, allein dieser war bei allen seinen großen Talenten doch nicht Wallenstein.

Nachdem also Gustav auf Deutschlands Boden erschienen war, vermehrte sich schnell sein Heer. Aller Orten erwachsen ihm Freunde und Bundesgenossen, denn er hielt anfänglich strenge Kriegszucht, um sich beliebt zu machen, weil er wußte, daß Wallenstein

gerade dadurch, daß er seinen Soldaten beinahe alles ungestraft hingehen ließ, sich und seine Armee verhaßt gemacht hatte. Die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen schlossen sich an ihn, denn diese letztern hatte das feindselige Betragen des Generals Tilly, und einige schiefe Maßregeln, die man am kaiserlichen Hofe nahm, vom Kaiser entfernt. Dieser schien für seine Person keinen Antheil an diesem gehabt zu haben, oder vielmehr hatte er seinem Generale Tiefenbach geheimen Befehl gegeben, die Länder des Kurfürsten vor allen Feindseligkeiten nach Möglichkeit zu schonen. Doch dieses fruchtete nichts; der Kurfürst drang in Böhmen ein, und eroberte Prag ohne Schwerdschlag.

Indessen verbreiteten sich die Schweden unaufhaltbar, wie ein reißender Waldstrom, durch ganz Norddeutschland, bis hin an den Rhein, denn Furcht oder Unhänglichkeit, und gleiche Religionsmeinungen öffneten ihnen die Thore der Städte und Festungen; wer nicht mithalten wollte, mußte entfliehen, oder wurde bezwungen. Der Kurfürst von Köln warf sich in Frankreichs Armee, und selbst die katholische Ligue, die noch einen Tilly zum Heerführer hatte, warb um Neutralität. Tilly wurde besiegt; Oberdeutschland stand nun dem Feinde offen; auch Oesterreichs innere Staaten liefen Gefahr, von dem glücklichen Feinde erobert zu werden, denn Böhmen, Mähren, Schlesien und Ungarn waren ohne Vertheidiger, und Ferdinand zu Wien nicht mehr sicher.

Das Jahr ein tausend sechshundert und zwey und dreyßig begann, und Ferdinand war von allen seinen Freunden verlassen, von Feinden umrungen, ohne Geld, ohne Arme; Böhmen und Schlessien war völlig verloren; in Hungarn trieb Rakogi, der neue Fürst Siebenbürgens, nach der Sitte seines Vorfahrers Bethlen, sein Unwesen; die Türken machten Streifzüge; im Lande ob der Enns tobten die Bauern neuerdings in wildem Aufruhr; der Herzog von Bayern verlangte abermals dieses Land als Sicherheit, wenn er durch die Schweden, die pfälzischen Länder verlieren sollte; die Schweden verbündet mit einem großen Theile deutscher Fürsten und Stände, stunden im Mittelpunkte Deutschlands; einige Schweizerkantons waren ihre Freunde; Frankreich suchte neue Händel, und besetzte Bündten; der heilige Vater in Rom verfolgte selbst den Kämpfer für den katholischen Glauben, und Spanien hatte seine Macht zurückgezogen.

Ein anderer als Ferdinand würde sich für verloren gehalten haben, aber er nicht. Sein festes Vertrauen auf Gott hob ihn über sich selbst. Er entschloß sich, selbst zu Felde zu gehen, und lieber tapfer zu sterben, als schändlich zu verderben. Er fand jedoch von diesem Vorhaben ab, bewogen durch die vereinigten Bitten seiner Gemahlin und Kinder, und durch die Vorstellungen seiner Räte. Er blieb zu Wien, betrieb die Kriegsrüstungen mit möglichstem Nachdrucke, und suchte alle nur erdenkliche Mittel auf, Geld und die nothwendigen Kriegs-

bedürfnisse herbeizuschaffen. Allein dieses war nicht die größte Schwierigkeit; es mangelte demselben ein Feldherr, welcher einem Gustav Adolph mit Erfolg konnte entgegengesetzt werden. Zwar gab es der guten Generale viele im kaiserlichen Heere, allein es hatte doch keiner jenes überwiegende Talent, und seltene Genie, das den großen und glücklichen Feldherrn bezeichnet. Keinen aus allen fand Ferdinand tauglich, das oberste Kommando seiner Heere zu führen; er sah auf Wallenstein, den verabschiedeten Helden, und wünschte ihn wieder an der Spitze seine Armeen zu haben; diesem also ließ er den Feldherrenstab wieder anbieten, aber Wallenstein schlug ihn aus, weil er sich an Ferdinand rächen, und durch seine Weigerung in dringender Noth, für sich alles erhalten wollte. Endlich nahm er den Feldherrenstab wieder an, jedoch unter solchen Bedingungen, die ihn selbst über den Monarchen zu erheben schienen. Er verlangte, daß er nicht nur allein des Kaisers, sondern des ganzen Hauses Oesterreich, und selbst Spaniens Generalissimus mit unbeschränkter Gewalt seyn, Se. Majestät der Kaiser sich nicht bei der Armee befinden, vielweniger das Kommando darüber haben soll; es sollte ihm zur ordentlichen Belohnung, Sicherheit auf ein österreichisches Erbland geleistet, von den eroberten Ländern im deutschen Reiche das höchste Regal als außerordentliche Belohnung gegeben werden, wie auch die Confiscation heimgestellt seyn; er sollte in Pardonsachen seines Gefallens disponiren können, den Realpardon zu ertheilen, sollte ihm einzig und allein zustehen, weil der Kaiser gar

zu milde sey, und geschehen ließ, daß ein jeder am kaiserlichen Hofe begnadiget werden könne; er sollte, wenn es zum Frieden käme, in die Friedensartikel in Rücksicht seines Privatinteresse eingeschlossen werden; alle Kosten und Mittel zur Fortsetzung des Krieges vom Hofe erhalten, und sich, und seine Armee in ihrer Majestät Erbländer zurückziehen dürfen. Alle diese Forderungen wurden ihm zugestanden, und niemals erhielt wohl ein Unferthan eine unumschränkte Gewalt, als jetzt Wallenstein.

Nun also kam er wieder zum Vorscheine auf dem großen Welttheater, mit ihm schien auch die Siegesgöttin wieder zu dem kaiserlichen Heere zurückgekehrt zu seyn, so schnell bekam alles eine andere Gestalt. Die Sachsen mußten Böhmen, die Schweden Bayern räumen, dessen Herzog und Kurfürst seines Neutralitätsgesuches ungeachtet den größten Theil seines Landes, und selbst seine Residenz verloren hatte. Und endlich entriß dem nordischen Helden die Schlacht bei Lützen, obschon sie Wallenstein verlor, das Leben, und den Genuß der Früchte all seiner Siege. Gustav war groß als König, groß als Feldherr und Staatsmann, aber bei allen seinen Eigenschaften zugleich auch ein schwärmerischer Religionsseiferer, in manchem Bezuge ein Mensch, der nur nach Eigennuz handelte. Er ließ sich aus Religionschwärmeren zur verfolgenden Intolleranz gegen die Katholiken, ihren Gottesdienst und ihre Priester verleiten. Er kam nach Deutschland in der Gestalt eines Vertheidigers der protestantischen Religion und

deutscher Freiheit, wollte das Panier seines Glaubens im Triumphe auf Deutschlands Boden pflanzen, die Gewissen der Protestanten entfesseln, ihre Stände schützen; aber den Glauben und die katholischen Stände vernichten. Jedoch nicht nur gegen die Katholiken, sondern auch gegen die Reformirten war er intollerant.

Der Landgraf Wilhelm von Hessen hatte gegen Erlegung einer Summe Geldes von ihm die Gestattung einer reformirten Kirche zu Frankfurt begehrt, und bekam von ihm zur Antwort: er wolle lieber aller seiner Soldaten Piken- und Degenspitzen in seinem Herzen haben, als durch seine Waffen verursachen daß den Reformirten in der Religion etwas zuwachsen sollte. Er kam als der Vollstrecker des Entwurfes des Ministers von Frankreich, und führte sich und sein Volk dem Tode entgegen, um einer herrschsüchtigen Macht den Weg nach Deutschland zu ebnen. Er siegte und eroberte, aber seine Siege kamen nur ihm, nicht den Deutschen zu Gute; er nährte seine Armee auf Deutschlands Kosten, bereicherte sie, und düngte mit dem Blute der Deutschen die durch die Armeen zertretenen Fluren. Er verjagte die katholischen Kurfürsten und Stände von ihren Ländern, um selbst darüber als Sieger zu herrschen, nicht aber das Loos der protestantischen Stände zu verbessern; er benützte sie als Werkzeuge zu seiner Vergrößerung, führte den vertriebenen Kurfürsten von der Pfalz zu München triumphirend ein, ließ ihn aber um seine Länder betteln, und be-

hielt sie für sich als Oberlebensherr. Er zerstörte München nicht, weil es ihm ewige Schande würde gemacht haben, eine Stadt zu vertilgen, die wehrlos ihm schon Meilen weit die Schlüssel entgegen trug, und drey mal hundert tausend Thaler Brandschatzung gab, da Magdeburg, welches er hiedurch nach dem Rathe rachsüchtiger Menschen hätte rächen sollen, sich seinem Belagerer Tilly, hartnäckig entgegengesetzt, und mit Sturm erobert werden mußte. Er starb als Held mitten im Laufe seines Glückes, und ließ es durch seine Thaten unentschieden, ob, wenn er vollendet hätte, was er begann, er der Wohltäter Deutschlands geworden, oder es mit eifernen Ruthen gezüchtigt, und militärischer Diktatorsgewalt beherrscht haben würde. Denn wenigstens läßt sich aus keiner Thatsache erweisen, daß er zum Besten der deutschen Freyheit etwas gethan habe, weil man, wenn von Deutschlands Freyheit die Rede ist, doch wohl alle Stände und die ganze Nation, aber nicht nur einen Theil darunter verstehen muß.

Es ist beinahe unbegreiflich, wie die Partheylichkeit einige Menschen, wie Moser, und dergleichen, so sehr verkleiden konnte, daß sie an Gustaven immer nur den großen unvergleichlichen Helden der Freyheit erblickten, ihn als den Erlöser Deutschlands wollen angesehen haben, da er seine Rolle doch nicht vollendet hatte; daß sie in ihrem Enthusiasmus so weit gehen, und sogar verlangen: daß Deutschlands Völker ihm Nationalfeste feyern sollen,

Sie bedenken nicht, daß er den Grund zu einem achtzehnjährigen Kriege gesetzt, daß er aus Ehrgeiz nach einer Gewalt in Deutschland strebte, die mit der Freyheit der Stände nicht bestehen konnte. Sein Ziel war der Kaiserthron und eine Besizung im Mittelpunkte des Reichs; sein Ehrgeiz war es, wodurch Deutschland in seinem Innern erschüttert, vom Nord bis Süd, und von Osten bis Westen verwüstet, beinahe eine ganze Generation durch Flammen, Schwerdt, Hunger und Elend aufgerieben, deutsche Brüder gegen deutsche Brüder auf den Kampfplatz geführt wurden, und sich wechselseitig ermordeten, und endlich eine blühende Provinz, und zehn ansehnliche, wohlhabende Reichsstädte von Deutschland abgerissen, und einer benachbarten feindseligen Macht, die seit Jahrhunderten auf Deutschlands Umsturz lauerte, und zuletzt den Streit zu Ende brachte, zugesprochen werden mußten.

Es ist wirkliche Schande für unser sogenanntes philosophische Jahrhundert, daß einige deutsche Schriftsteller immer nur Duldung predigen, und bei jeder Gelegenheit bitterer Galle ihre Intolleranz gegen die Katholiken beweisen, ihnen gleichsam öffentlich Hohn sprechen, da sie doch ältere Bürger, als sie, und ihre Glaubensgenossen sind; diese, nicht jene, die Fehde in Deutschland erhoben, und den Grund zu ewiger Zwietracht gelegt haben. Noch ist es keinem Katholiken eingefallen, ganz Deutschland zu jährlichen Nationalfesten für Ferdinand, den deutschen Kaiser, aufzufordern; ob er schon der Schutzgeist

der katholischen Religion, und der Vertheidiger der Gerechtfame katholischer Kurfürsten, Fürsten und Stände gewesen ist. Man darf nur alles aus dem rechten Standpunkte betrachten, und an der Scheelsucht nicht krank liegen, so wird man auch sehen, daß Ferdinand nicht ohne Verdienste um Deutschland war. Man verzeihe mir diese kleine Digression; Eifer für Wahrheit entreib sie mir, denn warum soll der Katholik immer nur schweigen, und seinem Mitbürger, dem Protestanten, alles zu sagen erlaubt seyn?

Ueber den Tod des gefallenen Helben jubelten die kurzächtigen und zelotischen Katholiken am Hofe des Kaisers, und fiengen an, den Feind zu verachten, indem sie jetzt den Krieg für geendigt hielten. Allein Ferdinand sprach ohne die mindeste Gemüthsveränderung: „Lasset uns in Demuth fortfahren, und die Sache Gott dem Herrn demüthiglich empfehlen.“ Und da man ihm nach der Zeit das blutige Koller des gefallenen Königs zeigte, trauerte er, und sagte: „Gustav war ein trefflicher Fürst, ein erfahrener Feldherr, nur bedaure ich, daß er eine schlimme Sache vertheidigte. Ich wollte ihm gerne ein längeres Leben und eine frühe Zurückreise in sein Königreich gegönnt haben, wenn nur der Frieden in Deutschland erzielt worden wäre.“ Der Tod des Königs änderte nichts in der Hauptsache. Sein Kanzler Oxenstierna, ein würdiger Staatsmann, leitete jetzt den Gang der deutschen Geschäfte, er spielte den Diktator von Deutschland, und

deutsche Fürsten und Stände des Reichs schämten sich nicht, seiner Eigenliebe zu schmeicheln, von ihm Gnade und Geschenke zu erbitten, seine Befehle wie gehorsame Unterthanen auf das pünktlichste zu vollziehen, sie, die sich zu stolz dünkten, Vasallen des Kaisers und Reiches zu heißen, nach Unabhängigkeit strebten, und sich der Oberherrschaft ein es Monarchen entziehen wollten, den sie doch auch selbst gewählt hatten,

Die schwedischen Heerschaaren führte jetzt ein Deutscher, der auch nach einem Königreiche dürstete, der Herzog zu Sachsen Weimar; Thurn, der Rebelle, und Horn, ein Schwede. Sie behaupteten noch manchen Vortheil, denn Wallenstein wurde auf einmal ganz unthätig, er sann auf Verrath gegen Ferdinand, und hatte den bochastigen Anschlag gefaßt, Oesterreich aus der Wurzel zu heben und auszurotten. Schon ließ er sich in einen verrätherischen Briefwechsel mit den Feinden des Kaisers und Oesterreichs ein, schon hatte er seine Offiziere zum Abfalle vorbereitet, und die Armees seiner Absicht gemäß zu stimmen gesucht. Seine Anstalten, und einige gegen vermeynte Freunde gemachte Aeusserungen, verriethen das Geheimniß seiner Seele. Der Kaiser, von seinem verrätherischen Vorhaben überzeugt, entsetzte ihn seiner Feldherrenwürde, und gab Befehl, ihn nebst seinen zwey Freunden Illó und Terzki, auf welche Art es seyn möchte, zu verhaften, und in sichere Verwahrung zu bringen, damit sie verhört werden, und sich verantworten könnten.

Sollte dieses aber nicht so ruhig geschehen können; wüchste man sie todt oder lebendig zu greifen suchen, denn dieses fordere die dringende Gefahr. Sie war in der That dringend, nur drey Tage versäumt, so hätte der Undankbare seinen Plan völlig organisirt, und seinem Monarchen die Krone freitig gemacht.

Alles war vorbereitet, Scharfsock in Schlessien, Bernhard von Weimar und der Pfalzgraf von Birkenfeld, wie auch Franz Albrecht von Sachsen sollten ihn unterstützen; der Kurfürst von Brandenburg und der von Sachsen wußten um seinen Anschlag, und schienen mit ihm einig zu seyn. Allein die Stunde der Strafe des Verräthers schlug, der Undankbare sollte durch die Hände derjenigen fallen, denen er wohlgethan hatte. Er fiel durch die Hände dieser, gemordet als das Opfer seiner grenzenlosen Ehrsucht und Herrschbegierde. Ganz Europa staunte ob seinem Falle und seinem Ende, denn niemand glaubte, daß ein Mann, so wie er war, auf so eine Weise sein Leben beschließen sollte. Allein Wallenstein stieg zu schnell zu einer schwindelnden Höhe empor, er wollte noch höher, aber die wandelbare Göttin des Glückes, die ihn bisher auf ihren Fittigen getragen hatte, ermüdete, und ließ ihn sinken, er stürzte, durch die Höhe seines Standpunktes schwindelnd gemacht, schnell in den tiefsten Abgrund, und war ohne Rettung verloren.

So sonderbar der Lebenslauf dieses Schooskinds des Glückes gewesen, eben so sonderbar waren die Urtheile

der Menschen über ihn, als er nicht mehr unter den Lebenden schwebte. So lange er für die gerechte Sache focht, haften ihn die Protestanten, und jetzt, da er durch einen schrecklichen Meineid den schönen Ruhm seines thatenreichen Lebens besetzt, und zum Hochverrätber herabgesunken war, nahmen sie seine Vertheidigung über sich, heuchelten Hochachtung für seine großen Talente, und Zuneigung für seine Person, und dieses nur um den Kaiser mit einer Blutschuld beladen zu können, als habe er ihn unschuldig ermorden lassen. Allein das that Ferdinand nicht, er wollte ihn nach aller Form des Rechtes richten, aber die strafende Gerechtigkeit kam ihm zuvor, die Umstände wurden so dringend, daß sein schneller Tod seinen gewesenen Freunden das einzige Rettungsmittel schien, Oesterreich und ihren Fürsten vor seiner Verrätherey sicher zu stellen.

Wallenstein hatte den Tod nach den Gesetzen aller Staaten Europens verdient, denn er hatte den thätigsten Willen zum Hochverrathe bereits überzeugend bewiesen. Er hatte ein ganzes Jahr hindurch die Fortschritte der kaiserlichen Waffen gehemmt, war als bloß ruhiger Zuschauer der feindlichen Fortschritte in Böhmen stillgestanden, hatte weder Bitten, Ermahnungen, noch Befehle des Kaisers geachtet, und die Schweden ungehindert bis fast an die Gränzen Oesterreichs vorbringen lassen; er hatte seinen Generalen und Offizieren mit Konfabschlagen gedroht, wenn sie wider seinen Befehl auf den Kaiser hörten, und gegen Schweden etwas zum Vortheile

Bayerns unternehmen würden. Er hatte seinen Obersten zum Meineide verleitet, plötzlich die Befehlshaberstellen in Schlessien verändert, die Feinde den Gränzen nahe gebracht, und durch seine auführischen Reden und seinen Briefwechsel mit den Feinden sein Vorhaben deutlich genug an den Tag gegeben.

Man muß die Geschichte wirklich bebauern, wenn man sieht, wie sie oft sogar von schätzbaren Historikern leidenschaftlich behandelt wird. Kemner in seiner Weltgeschichte schreibt bei dieser Gelegenheit mit bitterer Ironie: „Der Kaiser wagte nicht, ein rechtmäßiges Verfahren gegen ihn (den Wallenstein) zu beobachten, sondern dieses Oberhaupt der Gerechtigkeit in Deutschland ließ seinen ersten General und einen Reichsfürsten ohne Untersuchung zu Eger ermorden.“ Aber Ferdinand hatte den Mord nicht befohlen, er wollte nur der Person des Veräthers sich versichern, die Umstände aber beschleunigten seinen Tod. Die äußerste Gefahr war vorhanden, und Wallenstein war, nach dem Zeugnisse Kemners, selbst schuldig genug, da er das Vorhaben hatte, sich mit des Kaisers Feinden zu verbinden, und dehwegen mit diesen Unterhandlung pflog. Hätte Ferdinand abwarten sollen, bis Wallenstein sein Vorhaben wirklich in Ausübung gebracht? Würde denselben nicht jedermann für einen Schwachkopf und bloßen Fürsten gehalten haben, und wäre es dann noch Zeit gewesen, den Veräther zu strafen?

Nachdem Wallenstein nicht mehr war, und der kaiserliche Prinz Ferdinand, bereits König von Ungarn und Böhmen, das Oberkommando übernommen hatte, gieng alles anders, so, daß man daraus ganz klar abnehmen konnte, nur Wallenstein sey die Ursache des Vordringens der Schweden gewesen, weil er sie nicht aufhalten wollte.

Ferdinand drang in Bayern ein, nahm Straubingen, und nach einer standhaften Belagerung auch Regensburg weg, trieb den Feind vor sich her, und besiegte ihn bei Nördlingen in einer großen Feldschlacht. Dadurch wurde ein großer Theil Deutschlands von den Feinden befreyt, die unterdrückte kaiserliche Parthey konnte wieder ihr Haupt emporheben, und man durfte mit einiger Wahrscheinlichkeit hoffen, den Krieg auf eine vortheilhafte Weise zu Ende zu bringen; allein Ovensierna, der Deutschen bisheriger Diktator, die vordern Reichskreise und andere protestantischen Stände, währte sich verloren, und glaubten, sich nicht anders helfen zu können, außer daß sie einen neuen Feind auf Deutschlands Boden führten, und die bisherigen Jammerorgen fortsetzten. Sie warfen sich den gefährlichen ihrer Freunde, den Franzosen in die Arme, diese gaben den Schweden Geld, und den Deutschen Truppen. Für diese Großmuth aber versprachen die verbündeten Stände der Krone Frankreichs schon im voraus zum Erlase der Kriegskosten die wichtigsten Festungen des Reichs: Ehrenbreitstein, Philippsburg und Breisach, mit diesen auch noch das ganze Elfaß, mit

Ausnahme von Benfelden. So schimpflich, sagt Schiller, wurden Deutschlands Rechte von deutschen Ständen an jene treulose, habfüchtige Macht verkauft, die unter der Larve einer uneigennütigen Freundschaft nur nach Vergrößerung strebte. Die größte Ungerechtigkeit dieses gemachten Bündnisses war, daß die verbündeten Stände kein Recht noch Eigenthum auf erwähnte Festungen und das Elßas hatten, und dieses letztere dem noch unmündigen Fürsten und Erzherzoge Ferdinand Karl von Tyrol zugehörte, der selbst, so wie sein verstorbener Vater, der Erzherzog Leopold der Fünfte, an dem Kriege mit Schweden keinen Antheil genommen, sondern sich nur Vertheidigungsweise neutral hielt. Es kam also wieder ein neuer Beschützer der deutschen Freyheit zum Vorscheine, nachdem sich die Deutschen schon beinahe ganze fünfzehn Jahre hindurch einander geplündert, beraubt, gemordet, und zu Grunde gerichtet hatten.

Der große Freyheitsvertheidiger war Richelieu, und durch ihn die Franzosen. Indessen machten diese in Vereinigung mit den Schweden nicht immer den besten Fortgang; sie wurden von dem jungen Ferdinand fast bis an die äußersten Gränzen Deutschlands zurückgeworfen, und die deutschen Reichsstände konnten einmal wieder ein wenig freyer athmen, denn diejenigen, welche zu ihrer Vertheidigung gekommen waren, hatten ihnen vorher den Hals ziemlich fest zugeschnürt. Der Kurfürst von Sachsen schloß mit dem

dem Kaiser den Prager oder Pirnaer Frieden, worinn der Kaiser mehr als die Evangelischen nachgegeben hatte. Kurbrandenburg und noch andere protestantischen Fürsten und Stände traten diesem bei, die beyden Kurfürsten vereinigten sich sogar mit ihren deutschen Oberhaupten, und faßten den patriotischen Entschluß, die Schweden wieder nach ihrem Reiche zurückzudrängen, und Deutschland von diesen Schüzern zu befreyen. Die Erfahrung hatte sie belehret, daß die Schweden nicht das Wohl Deutschlands und der Reichsstände zum Augenmerk hatten, sondern daß sie unter dem schönen Vorwande, die Religion und Freyheit der protestantischen Stände aufrecht zu erhalten, nur nach Eroberungen trachteten, und die deutschen Stände entweder zu ihren Vasallen, oder aber wohl gar zu ihren Unterthanen zu machen strebten. Gustav hatte den Kurfürsten von der Pfalz, und Drenstern den Herzog Bernhard von Weimar, zum schwedischen Lehensmann gemacht, und sogar deutsche Ländereyen unter die Offiziere der schwedischen Armee ausgetheilt. Hessenkassel nahm die Stadt Paderborn und Fulda als ein förmlich schwedisches Lehen an, und stellte sogar einen Revers aus, daß nach dem Aussterben der Hessenkasselschen Linie bemeldtes Lehen der Krone Schweden frey heimfallen sollte. Allein so rühmlich jetzt auch der Vorsatz der deutschen Patrioten war, so war es schon zu spät, ihn glücklich ausführen zu können; die schwedische Macht hatte sich schon zu fest eingesnistet, und eine neue weit stärkere kam ihr zu Hilfe,

Deutschland sollte noch viele Jahre blühen, seine
 Eingeweide zerfleischt sehen, und ein Greuel der Ver-
 wüstung seyn. Indessen war doch der Kaiser noch
 so glücklich, einen Kurfürstentag zu Regensburg zu
 bewirken, auf welchen man mit gemeinschaftlichem
 Willen Hand anlegen wollte, Deutschland zu berru-
 higen, und eine römische Königswahl zu Stande zu
 bringen. Der Kaiser, obschon sehr kränklich und
 schwermüthig, besuchte ihn dennoch persönlich, wurde
 aber während seines Aufenthaltes von einem heftigen
 Katharrhese befallen, das ihm Gesicht, Gehör und
 die Sprache vergieng. Dieser Unfällnd beschleunigte
 die römische Königswahl, denn nunmehr sahen die
 Machthaber des Reiches ein, wie höchst nothwendig
 es sey, das Reich nicht ohne Oberhaupt zu lassen.
 Man fand jetzt kein Bedenken, den jungen König
 von Hungarn und Böhmen, Ferdinand, als deut-
 schen König auszurufen. Hierüber fühlte der franke
 Kaiser eine solche Freude, daß er ausrief: „Nun,
 „o Herr, lässest du deinen Diener in Frieden fah-
 „ren! Es freuet mich, daß dieser mein Erbe auf
 „den deutschen Thron erhoben worden ist, nicht des
 „Thrones wegen, sondern, damit sie einen Mann
 „sehen, welcher die Kunst zu herrschen und zu ge-
 „bieten, Gottes Ehre zu befördern, und den Eifer,
 „die katholische Religion fortzupflanzen, erlernet
 „hat, und welcher seiner Unterthanen und des Va-
 „terlandes Heil seyn wird, welches die Grundlage
 „der Staatskunst ist.“ Seine Unpächlichkeit nahm
 zu, und er verließ Regensburg ohne die angefangenen
 Reichsgeschäfte erledigen zu können.

Am siebenten Tage nach seiner Heimkunft wechselte er das Zeitliche mit dem Ewigen im 59ten Jahre seines Alters den 15ten Hornung 1637. Einige wenige Augenblicke vor seinem Hinscheiden sagte er: „Ich habe von allem demjenigen nichts vernachlässigt, was ich für das Beste zu seyn erachtet habe.“ Sein Körper wurde nach Grätz abgeführt, und dort indem von ihm selbst erbauten, sehr prächtigen, kunstreichen und geschmackvollen Mausoläum beigesetzt.

Wenn Geschichtschreiber verschiedener Nationen in dem Urtheile über den Charakter eines Fürsten oder sonst merkwürdigen Mannes übereinstimmen, so trägt ihr Ausspruch gewiß das Gepräge der Wahrheit an der Stirne, und nur abgesagte Feinde desselben können durch schiefe Darstellung seiner Handlungen die Wahrheit verkleistern, und durch sophistische Rednerkünste wegzulängnen sich bestreben, was jene behaupten. Allein die Wahrheit kann doch niemals gänzlich vertilgt werden, wenn sie schon auf einige Zeit verdunkelt wird, sie kömmt wieder, wie die durch das Gewölk verbüsterete Sonne in vollem Glanze hervor. Und so werden auch Ferdinands Tugenden immerfort blühen, wenn schon die Feinde desselben und seines Hauses, sie zu verkleinern, oder wenn es möglich wäre, sie gar zu Lasten umzustalten versuchen. Ferdinand war seinem Neukern nach von mittelmässiger Größe, mehr kurz als lang, etwas dick vom Leibe, einer starken und

gesunden Complexion, war sanftmüthig, mild und freundlich von Natur, aber zugleich auch anständig ernsthaft. In Rücksicht seiner Geistesfähigkeiten hatte ihm die Natur ein gutes Gedächtniß, vielen Verstand und andere Herrschergaben mehr verliehen, Beredsamkeit erwarb er sich selbst. Sein Lebenswandel war rein und unschuldig, unverstellt seine Frömmigkeit, festgegründet sein Vertrauen auf Gott, gerade und offen der Gang seiner Handlungen, unermüdet sein Eifer zur Arbeit, standhaft und unerschütterlich sein Geist bei den größten Gefahren, und gleichmüthig im Glücke, wie im Unglücke. Die widrigsten Zufälle, die ihm begegneten, dienten nur dazu, die Erhabenheit seines Genies zu zeigen; er war immer groß, immer reich an Hilfsquellen, er war über alle menschlichen Widerwärtigkeiten erhaben, und schien nach jeder, die er ausstehen mußte, größer als vorher. Von ihm sagten Bethlen und Gustav Adolph: „Beifall und Schimpf, Siege und Niederlagen vernahm er mit gleicher Miene; Unglücksfälle machten ihn nicht kleinmüthig, und Glück nicht aufgeblasen, seine Tugend sey ihnen bei ihrem Glücke fürchterlich.“ Der Grokherr zu Konstantinopel bezeugte; Ferdinand sey ein heiliger Mann, mit welchem Gott sey, und für ihn streite. Er gestattete, daß in seiner eigenen Residenz öffentliche Lobreden kürsten gehalten, und sein Andenken mit größter Pracht gefeyert werden. Palatta, der päpstliche Gesandte schrieb in seinem Bericht an den Pabst Urban den Achten: Ferdinand sey ein heiliger Fürst, ein Mann nach dem Willen Gottes, und werde eben

bewegen von Gott ganz besonders geschützt. Dieses ist die Schilderung, welche ausländische und unbesfangene Männer von ihm machten, und worüber ihm sogar seine Feinde Zeugniß gaben.

Keiner der österreichischen Herrscher war so glühend eifrig, als Ferdinand, für seinen Glauben und die Wiederherstellung der katholischen Lehre. Er war mit Maximilian von Bayern die Stütze derselben, und wenn Gustav Adolph der Held seiner Religion genannt werden darf, so muß auch Ferdinand der Held der Seinigen heißen, und wenn es jenem zum größten Ruhm gereichen soll, daß er die protestantische Kirche in Deutschland schützen wollte, so muß auch Ferdinand eines ähnlichen Ruhmes würdig seyn, ja, wenn der Philosoph urtheilen sollte, so mußte er diesem vor jenem den Vorzug geben, nicht, als ob er die Intolleranz billigte, sondern wegen der Verschiedenheit der Absichten beyder Helden. Gustav eiferte für seine Lehre, weil sie seinen Vater und ihn auf Schwedens Thron setzte, und er sie für besser als die katholische hielt, er kam nach Deutschland, sie zu verfechten, aber er wollte sich bei dieser Gelegenheit auch einen festen Sitz und eine Krone erkämpfen. Ferdinand von Jugend auf in der Lehre seiner Väter und der katholischen Kirche erzogen; als Katholik auf Deutschlands Thron erhoben, hielt es als Oberhaupt des Reichs und Vertheidiger seiner Kirche für seine unablässigste heiligste Pflicht für seine Religion alles zu wagen, und alles zu leiden. Er sah in den Protestanten

Unglückliche, welche mit offenen Armen ihrem ewigen Verderben zueilten, er wollte sie von diesem erretten. Er handelte aus Ueberzeugung und Grundsätzen ohne Nebenabsichten, aus wahren Eifer für ihr Bestes, so wie er sich dasselbige dachte. Aber nicht allein der Eifer, sondern sogar der Drang der Umstände forderten ihn auf, seine Länder von einer Religion zu reinigen, deren Bekenner durch Uebermuth, Aufrühren, Gewaltthätigkeiten, Eingriffe in die landesfürstlichen Rechte, feindselige Verbindungen mit Auswärtigen, ihr thätiges Bestreben zeigten, ihm seine Krone und auch sein Leben zu rauben. Diesen Grundsatz hatte Gustav nicht. Ferdinand haßte die Protestanten nicht, und sagte oft: „Sie irren sich, wenn sie glaubten, daß er sie haße; er liebe sie vielmehr, denn wenn er sie nicht liebte, würde er sie ihren Irthümern überlassen. Aber, Gott sey sein Zeuge, daß er sie liebe, und zwar so, daß er selbst mit Gefahr seines Lebens ihr Wohl befördern möchte.“ Ferdinand wollte nur erhalten, was niedergerissen werden sollte, er wollte wieder aufbauen, was umgestürzt worden war. Gustav hingegen wollte noch niederreißen, was aufrecht stand, und ein Gebäude aufführen, was ihm, nicht auch andern dienlich seyn sollte. Wer demnach diesen erhöhen und jenen erniedrigen will, zeigt sich parthenisch, entweder weil er, von Vorurtheilen geblendet, nicht sieht, was er sehen sollte, oder aber kurzichtig genug ist, den Geist der Zeiten zu verkennen, nicht zu wissen, daß damals die alte und neue Religion wider einander zu Felde lagen, und Ka-

tholik und Protestant einander fanatisch verfolgten, und aufreiben wollten, weil weder der eine, noch der andere den wahren Geist des Christenthumes kannte, der ein Geist der Liebe, der Sanftmuth, des Friedens und der Verträglichkeit, nicht aber des Hasses, der Verfolgung, des Krieges und der Zanksucht ist. Die Katholiken wollten sich in dem Bestande des Ihrigen, worinn sie seit tausend Jahren gewesen, behaupten, und die Protestanten dieselben daraus vertreiben. Welche Parthey aus beyden Recht hatte, kann die gesunde Vernunft eines jeden entscheiden.

Alle protestantischen Regenten, und alle Stände derselben Religion gingen nach einem Systeme zu Werke; sie verfolgten, unterdrückten, verjagten die Katholiken und ihre Lehrer; entriessen ihnen ihre Kirchen und Güter, und duldeten keinen katholischen Gottesdienst in ihren Ländern, und würden, wenn es von ihnen abgehungen hätte, ganz Deutschland und ganz Europa reformirt haben, und sie fanden und sahen in diesen ihren Handlungen kein Unrecht, aber wenn die Katholiken, wenn Ferdinand nach ihrem gegebenen Beispiel für ihre Religion handelten, da mußte alles Gewalt, Unrecht und Despotie seyn, da mußte der Religionsfrieden verlegt, die Reichsverfassung in ihren Grundsätzen erschüttert heißen, und doch hatten sich weder die österreichischen Kaiser Ferdinand mit eingeschlossen, noch die katholischen Stände in Deutschland jemals so vieles dagegen, als sie, erlaubt. Zwey Erzbisthümer, zwölf

Bisthümer und eine Menge Abteyen und Klöster mit allen ihren Herrschaften, Rechten und Gebieten wurden jenen entrissen, und sie erhoben das Schwert nicht gegen ihre Mitbrüder die Protestanten. Aber weil man in Böhmen den Protestanten zwey Kirchen sperrete, und sie in den österreichischen Erblanden nicht nach Willkühr schalten ließ, sollte Ferdinand enthronet, sein Haus gestürzt und ganz Deutschland umgekehrt werden. Dännemark, Schweden, England, Holland, Frankreich, Savoyen, die Schweiz, Venedig, Bethlen, und selbst die ottomannische Pforte wurden herbeigerufen, einen Fürsten zu stürzen, der es gewagt hatte, den Glauben seiner Väter zu vertheidigen, seine rebellischen Unterthanen zu strafen, und einen deutschen Fürsten zu ächten, der ihm seine Krone geraubt, und den Landfrieden Deutschlands muthwillig gebrochen hatte. Ferdinand hätte, als der angeriffene mißhandelte Fürst, Oberösterreich, die Lausitz und alle seine Kriegskosten aufopfern, und dann als Sieger seinem Gegner großmüthig alle seine Länder und Ehrenstellen wieder einräumen sollen, bloß darum, weil dieser ein protestantischer Reichsfürst, er aber ein katholischer Reichsstand und Kaiser war.

Niemand sah, als Friedrich der Fünfte von der Pfalz dem Kurfürsten von Böhmen sein Land entriß, und die Unterthanen des Erzherzogs von Oesterreich im Aufruhr unterstützte, eine Handlung, die der Reichsgrundverfassung zuwider war, aber da der letzte seinen Thronräuber bezogte, und ihm Gleiches mit

Gleichem vergalt, da waren die goldene Bulle, der Religionsfrieden und die kaiserliche Wahlkapitulation: diese Pfeiler der deutschen Freiheit vernichtet: da mußte alles aufgeboten werden, diese zu vertheidigen; und Deutschland mußte dreßsig Jahre lang bluten; weil ein protestantischer Fürst und seine Helfer geachtet worden waren. Nicht die Katholiken, nicht Ferdinand haben den schrecklichen Krieg herbeigeführt, nur Friedrich der Fünfte war es; hätte er die Krone Böhmens, wozu ihn sein herrschsüchtiges Weib und seine Rätthe reizten, nicht angenommen, die Rebellen in Böhmen nicht unterstützt, so hätte Ferdinand nie Ursache gehabt, einen Krieg zu beginnen, und Deutschland würde noch lange der Ruhe genossen, im Frieden geblühet, und als ein fester Staatskörper an seinen Nachbarn Ehrfurcht eingefößt haben. Und indem nun alles so ist, so haben protestantische Schriftsteller keinen Grund, Ferdinanden als einen bigotten, fanatischen und despotischen Fürsten zu verurufen. Nur derjenige, welcher Unrecht hat, schimpft.

War Ferdinand eifrig in seiner Religion, so war er es auch in der Erfüllung seiner Berufsgeschäften. Er stand zu allen Jahreszeiten täglich um 4 Uhr auf, brachte die ersten Stunden des Tages mit seiner Andacht zu, und machte sich dann an sein Geschäfte; überlas mit ungemeiner Geduld alle eingereichten Schriften und Bitten, verwies jede durch seine Bezeichnung an ihre Behörde, erwog die gemachten Vorträge der Referenten mit größter Aufmerksamkeit, ersetzte manchmal aus seinem Gedächtniß, wenn

der Referent einen Umstand entweder vergessen, oder
 sonst vielleicht ausgelassen hatte. Er hielt wenig-
 stens alle zweyte Tage geheimen Rath, wohnte je-
 dem persönlich bei, und wenn wegen Mannigfaltig-
 keit, Menge oder Wichtigkeit der abzuhandelnden
 Gegenständen den geheimen Rätthen die Zeit der
 Rathssitzung zu lange wurde, war sie es doch ihm
 nicht, ja er war vielmehr froh, hinlängliche Arbeit
 zu haben, um sich zu beschäftigen. In dieser un-
 verbrossenen Thätigkeit verharrte er bis an sein
 Ende; manchmal nahm er sich kaum so viel Zeit,
 daß er nach der Tafel eine halbe Stunde mit seiner
 Familie zubrachte. Selbst seiner Gesundheit schonte
 er nicht, und da ihm deswegen gerathen wurde, er
 möchte doch die geringfügigen Geschäfte andern über-
 lassen, gab er, wie Ferdinand der Erste, zur Ant-
 wort: „Er sey von Gott auf den Thron zur Arbeit,
 nicht zum Müßiggange erhoben worden. Ein
 „Fürst, der das allgemeine Beste besorgt haben
 „wolle, könne auf sich selbst keine Rücksicht nehmen.
 „Er wolle lieber sich selbst als seine Pflicht verabs-
 „säumen.“ Im Rathe selbst liebte er Offenherzig-
 keit und Freymüthigkeit der Meynungen. Nicht
 selten vertheidigte er die untergeordneten Rätthe ge-
 gegen die höheren und vornehmeren, wenn jene
 ohne Ansehen und Rücksichten der Personen ihre
 Meynung frey ablegten, und die letzten hierüber ihr
 Mißfallen merken ließen. Er erklärte sich schriftlich:
 „Er haffe im Rathe die stummen Hunde, und heisse
 „es nicht gut, wenn jemand durch die Auctorität
 „eines andern zu einer Meynung sich hinweisen

„lasse, welche er sonst nicht billigen würde; er liebe
 „hingegen diejenigen, welche aufrichtig, frey und
 „mit bescheidenem Anstande ihre Gesinnungen er-
 „klärten.“ Bei wichtigen Vorfällen befragte er,
 nebst seinem geheimen Rathe, auch andere Stellen,
 und entschied dann nach der Stimmenmehrheit.
 Sollte jedoch eine Sache in geheim abgehandelt
 werden, so ließ er jeden seiner geheimen Rätthe ein-
 zeln vor sich kommen, trug ihm den Gegenstand
 vor, verlangte darüber sein Gutachten, und verbot
 ihm, Jemand etwas davon zu sagen. Keiner wußte
 etwas vom andern, und jeder schmeichelte sich, ihm
 allein sey das Geheimniß anvertraut worden. Der
 Monarch gewann hiebei doppelt, er vernahm die
 Meinung eines jeden Einzelnen, ohne Einfluß eines
 andern, und das Geheimniß blieb verschwiegen, weil
 keiner es wagen konnte, es zu offenbaren, um sich
 nicht selbst zu verrathen.

Seine vorzüglichsten Minister waren Dietrichstein,
 Trautmannsdorf, Duestenberg, Lichtenstein und Eg-
 genberg. Lauter Männer von großen Talenten, reich
 an Staatskenntnissen. Eggenberg besaß eine bewun-
 dernswürdige Beredsamkeit und Beurtheilungskraft,
 einen schnellfassenden Verstand, viel Religionseifer,
 war immer Herr seiner Zunge und seiner Gebärden,
 und kein Fall konnte so außerordentlich seyn, über
 welchen er sich nicht zu fassen wußte. Eben deswe-
 gen vermochte er alles bei Hofe, war Ferdinands
 Busenfreund und sein Gesellschafter. Er fiel mit
 Wallenstein in Ungnade, weil er dessen vorzüglich-

ster Freund und Gönner gewesen war, und durch die Freundschaft dieses Mannes geblendet, alle Handlungen desselben bei dem Kaiser verschönerte, sie auf der vortheilhaftesten Seite vorstellte, und eben dadurch den frommen und Gerechtigkeit liebenden Fürsten irre leitete, daß er Wallensteins eigenmächtiges und gewaltsames Verfahren, worunter sowohl die Völker Oesterreichs als auch Deutschlands litten, ungeahndet dahingehen ließ. Nur zu spät bemerkte der gute Fürst seines Günstlings unzdles Benehmen, entfernte ihn vom Hofe, aber auf eine so edle Art, daß der Monarch zwar strafte, aber der Freund den Freund nicht beleidigte.

Niemals gieng Ferdinand behutsamer zu Werke, als bei peinlichen Fällen. Er schärzte den Richtern ihre Pflichten auf das nachdrücklichste ein, befahl ihnen, alle Umstände der That wohl zu erwägen, und ja keinen auffer Acht zu lassen, wodurch die Wahrheit der That erhoben, und von der Gerechtigkeit ein richtiges Verhältniß zwischen dem Verbrechen und der Strafe bestimmt werden konnte. Wenn es thunlich war, ließ er sich selbst den Prozeß vorlegen, übergab ihn dann verschiedenen Stellen zu untersuchen und zu prüfen, und wollte lieber zu gelind als zu streng das Urtheil gefällt wissen. Niemals wollte er, daß die Schande des Verbrechers auf seine Familie zurückfallen sollte; niemals rechnete er das Vergehen der Kinder den Eltern zu, noch ließ er diese die schlimmen Thaten jener entzelten. Allein obschon er höchst mild und nachsich-

tig war, so ahndete er doch nach aller Gerechtigkeit jene Vergehen, welche durch Kunstgriffe und Schleichwege verübt wurden, und andern zum Nachtheile gereichten. Da er noch als Erzherzog die innerösterreichischen Lande regierte, bat ihn einer seiner Hofbeamten um ein Empfehlungsschreiben an einen auswärtigen Hof; Ferdinand sagte es ihm zu, und gab seinem Kanzler Befehl, es auf das Beste auszufertigen. Einer seiner Hofgünstlinge glaubte, diese Empfehlung möchte ihm schaden, und gieng zum Kanzler, als habe er vom Erzherzoge den Auftrag, ihm zu sagen: daß er dem bewilligten Empfehlungsschreiben eine Begleitung beifügen, und den Fürsten, an den es gerichtet, benachrichtigen soll, der Erzherzog habe dem Bittwerber sein Gesuch nicht abschlagen wollen, um ihn nicht zu betrüben; indessen würde es ihm sehr angenehm seyn, wenn er auf das erlassene Schreiben keine Rücksicht nehmen wolle, weil er glaube, die Gewährung der Bitte des Empfohlenen möchte diesem mehr schaden als nützen. Der Kanzler, bekannt mit Ferdinands offener Seele, schöpfte Verdacht wider den Günstling, und meldete demselben, was ihm dieser in dessen Namen zu thun aufgetragen habe. Ferdinand, sonst nicht zornmüthig, ereiferte sich über diese Niederträchtigkeit, und rief unwillig aus: „Also erdreustet sich jener Mensch mich zum Lügner und Gleisner zu machen! Ich will lieber in jedem andern Stücke böse heißen, als in diesem Falle. Dergleichen Kunstgriffe lennt mein Herz nicht, und wird sie niemals kennen. Vollziehen Sie meinen Auftrag, und jener soll auf

„ der Stelle seines Amtes entlassen seyn, und mein
 „ Hoflager auf ewig meiden, denn nie werde ich an
 „ meinem Hofe Trug und Arglist dulden.“ Er
 duldete sie auch nicht, allein, da er Mensch war, und
 niemals Arges von seinen Mitmenschen dachte, so
 wurde er doch sehr oft hingergangen.

Seine Staatskunst hatte er nicht auf Machiavel-
 listische Grundsätze gebaut; Arglist und Verstellungs-
 kunst hielt er nicht für politische Weisheit, Gewandt-
 heit, seine Nachbarn zu hintergehen, sie unter dem
 Scheine der Freundschaft und geschlossener Bünd-
 nisse ins Verderben zu führen, nicht für Herrscher-
 klugheit, er sah keine Sklaverey in der Beobachtung
 seines gegebenen Wortes, wobon er sich selbst durch
 seinen freyen und unabhängigen Willen mittelst ei-
 nes Bruches der Verträge und Bündnisse losmachen
 mußte, wie ein gekrönter Schriftsteller unsrer Zeiten
 meynete. Er glaubte, daß Unfrichtigkeit, Treue und
 Biedersinn Staaten und Fürsten aufrecht erhalten
 müßten, und beklagte sich oft, daß es Fürsten gäbe,
 welche nur auf Betrug sich stützten, anders sprächen,
 als sie handelten und dächten. Dieß sey weder christ-
 lich noch edel, allerwenigsten aber königlich. Es sey
 thöricht, Reiche, welche von Gott gegeben würden,
 durch Künste befestigen zu wollen, die er verabscheue.
 Da Ferdinand so dachte, und dieser Denkungsart
 immer gemäß handelte, so kann unmöglich wahr
 seyn, daß er im Verstellen geübt gewesen sey, wie
 Schiller ihn dessen beschuldigt. Eine solche Innzicht
 hätte doch wohl auch einen Beweis verdient, der

aber nicht angeführt worden ist. Er giebt ihm doch selbst das Zeugniß, daß er in seinem Privatleben liebenswürdig, in seinem Regenten = Amt achtungswerth gewesen sey; allein es ist nicht wohl möglich, daß man jemanden lieben und schätzen kann, dem man nicht trauen darf.

Indem sich Ferdinand sein Regentenamt eifrig angelegen seyn ließ, so war es auch nicht schwer, bei ihm vorgelassen zu werden. Er gab gerne jedermann Gehör, hielt oft Audienzen, und bewies sich dabei ungemein geduldig, indem er sich gefallen ließ, stundenlange Vorträge anzuhören. Wenn es ihm die Muße erlaubte, ließ er sich auch in vertraulichsten Gespräche mit denen ein, die vor ihm erschienen, er erkundigte sich über ihr Geburtsort, ihre Verwandten, ihre Beschäftigung, häusliche Verhältnisse und Kinder, und erzeugte sich ihnen wie ein liebevoller Vater. Besonders unerbrossen war er in Anhörung der Bitten oder Klagen der Armen, denen er auf alle Arten beizuspringen bemüht war. Es schlug ihm einst einer seiner Hofräthe vor, er möchte sich doch mit dem Durchlesen der Bittschriften der Armen, und der geringern Volksklasse nicht abgeben, sondern dieses Geschäft lieber einem seiner Räte überlassen, aber er antwortete ihm: „Es ist mir angenehm und nicht beschwerlich, den Armen Hilfe zu leisten, dazu bin ich von Gott berufen. Wir gewinnen durch die Untersuchung ihrer Bittschriften und Anliegen den Himmel. Ich weiß nicht, ob dieses geschieht, wenn wir uns mit den Angelegenheiten

und Geschäften der Großen und Fürsten abgeben.“ Seine Worte bekräftigte er durch die Handlungen. Er erbaute Spitäler und Krankenhäuser, besuchte diese selbst, reichte oft den Kranken mit eigener Hand die Speisen dar, erkundigte sich nach ihren Umständen und ihrer Wartung und Pflege, ermunterte sie zur christlichen Geduld und Tugend, und beschenkte sie reichlich.

Alles, was er that, unternahm er in der Absicht, Gottes Ehre und seines Nächsten Seelenheil zu befördern. Er verehrte die Priester ganz ausnehmend, denn er schätzte sie höher als Engel; er stiftete neue Bischümer und geistliche Pflanzschulen, erbaute Kirchen und Klöster, und führte mehrere Mönchsorden in seine Staaten ein. In der Absicht, geistliche Seelsorger zu bilden, wurden von ihm zu Laybach, Klagenfurt, Gräß, Wien, Tyrnau, Olmütz und Prag milde Stiftungen für arme studierende Jünglinge gemacht, neue Gymnasien gegründet, die verfallenen Akademien wieder hergestellt, und alle der Obforge der Jesuiten anvertraut, weil er diese für die eifrigsten Lehrer der katholischen Religion hielt.

Ferdinand sah alles, was ihm widerfuhr, als eine Fügung des Himmels an, und sein Vertrauen auf Gott, und seine gänzliche Hingebung in den göttlichen Willen war unbegränzt. Darum fürchtete er keine Gefahr, und erschütterte ihn kein Unglück. Es kam ihm nach seiner Zurückkunft von Frankfurt

zu Grätz die Nachricht, daß seine Feinde vor Wien zögen; er eilte sogleich dahin, Vorhabens sich mitten durch die Feinde zu wagen. Als er die Neustadt erreicht, ritt ihm der Graf Otto Heinrich von Fugger entgegen, ihm zu melden: daß die Feinde stark ansetzten: Er gab aber der Sache eine solche Wendung, damit der Kaiser darüber nicht erschrecken, und sich betrüben möchte. Allein dieser merkte es, und sprach zu Fuggern: „Sagt nur her, ihr könnt mir nichts so übels sagen, das mir nicht schon über die Leber gelaufen, ich will thun was ich kann, und Gott wird schicken, was zu seiner göttlichen Ehre ist.“ Und ohne sich aufhalten zu lassen, beschleunigte er seine Reise nach Wien, und langte glücklich an. Da ihm ein andermal berichtet wurde, daß verschiedene Könige, Fürsten und Republiken wider ihn sich vereinigt hätten, um ihn zu vernichten,“ sagte er zu einem seiner Vertrauten: „Sie mögen machen, was ihnen gut dünkt, ich hoffe ihr Bündniß wird sich durch Gottes Beystand, wie Salz im Wasser auflösen.“ Und da man ihm nach Regensburg schrieb, der König von England rüste sich mit all seiner Macht gegen ihn, und derjenige, welcher ihm den Brief übergeben hatte, fragte: Was doch endlich geschehen werde, versetzte er: „Es ist noch Gott im Himmel.“ Während sich die Zahl seiner Feinde vermehrte und diese allerhand Wege einschlugen, ihn zu entthronen, sprach er etlichemal: „Ist dann die Kammer so viel Mühe Werth? In Wahrheit, wann ich wüßte, daß Gott dem Reiche

einen bessern vorstellen wollte, so wäre ich willig die Krone von meinem Haupt, und den Scepter aus meiner Hand hinwegzulegen. Gottesehre und seinen Namen auszubreiten war ihm das heiligste Geschäft. Oft ließ er sich vernehmen, daß ihm die Ehre Gottes also angelegen sey, daß er sich nicht säumen wollte (wann die Vermehrung derselben durch seine Verminderung mußte befördert werden) von seinem kaiserlichen Thron herabzusteigen; seine Krone und Scepter niederzulegen; einen gemeinen Stand zu führen: an den Bettelstab zu gerathen; und einen schmähhlichen und schmerzlichen Tod anzustehen." Dergleichen Gesinnungen äusserte er zu verschiedenenmalen, und sie zeugten von der Festigkeit seines Glaubens, der Ueberzeugung seines Geistes, und der frommen Denkungsart seiner Seele. Und wenn schon in unsern Tagen dergleichen Gesinnungen für Bigotterie und Andächteley gehalten werden wollen, so sind sie doch ein Beweis, daß Ferdinand mit ganzer Seele an seinem Schöpfer hieng, und nur wollte, was er diesem angenehm zu seyn glaubte. Wehe dem Menschen, der seinen Mitmenschen taubelt, wenn dieser seine Abhängigkeit vom Schöpfer erkennt; bei diesem in seiner Noth Hilfe sucht, und nach der Anordnung desselben, wie sie in der Natur selbst gegründet ist, seine Handlungen einzurichten trachtet! Es ist nicht gut mit ihm unter einem Dache zu wohnen.

Unbilden und Verläumdungen konnten den erhabenen Fürsten nicht entrüsten. Es hatte ihn zu

Gräß auf den allgemeinen Landtage im Jahre 1599
 der Sprecher der protestantischen Stände mit höch-
 stem Unglimpfe angegriffen, ihn mit den bittersten
 Vorwürfen überhäuft, einen blutdürstigen und blinden
 Zeloten gescholten, kurz sich so unanständig und
 frech betragen, daß selbst seine Parthey hierüber
 erröthete; Ferdinand schwieg, ließ ihn schimpfen, und
 zog ihn deswegen auch nicht einmal zur Verant-
 wortung. Die verlämderischen Schriften seiner
 Feinde achtete er eben so wenig; er ließ sich nicht
 einmal um ihre Verfasser erkundigen, wollte auch
 nicht, daß man sie widerlege, denn sagte er: „Ich
 bin nur darauf bedacht, daß ich nichts Unrechtes
 thue, nicht aber, was man von mir redt, oder
 schreibt. Gegen seine offenbar erklärten Feinde
 handelte er nicht anders, als wären sie seine Freun-
 de, er suchte sie mit freundschaftlicher Sorgfalt so-
 gar jede Gefahr von ihren Häuptern abzuwenden,
 und bedauerte sie herzlich in ihrem Unglücke. Es
 both sich ihm zur Zeit des böhmischen Aufstandes
 einer an, die Häupter der Unruhen aus dem Wege
 zu räumen, nur bath er sich aus, der Kaiser möchte
 nach vollbrachter That, im Falle er selbst bei seinem
 Unternehmen getödtet, oder gefangen werden sollte,
 sich seines hinterlassenen Weibes und seiner Kinder
 annehmen. Diesem Wagehalse ließ er bedeuten:
 „Sein Vorhaben sey weder Christlich, noch kaiserlich,
 er wolle öffentlich handeln, durch Waffen seine ge-
 rechte Sache verfechten, den Ausschlag aber Gott
 überlassen.“ Als Jemand in seiner Gegenwart,

und mehrerer Großen des Hofes erzählte, ein Kaiserlicher Soldat habe einem der feindlichen Feldherren einen Arm durchschossen, versetzte sogleich ein wigelnder Höfling: der Soldat habe sehr gefehlt, daß er dem General nicht das Herz durchschossen habe. Der Monarch hörte dieses kaum, so drehte er sich mit einem ernstern Blicke gegen den Höfling, und sprach: „Ich bitte Sie, mit welchem Gewissen getrauen Sie sich ihrem Nächsten ein solches Uebel zu wünschen?“

Wer von seinen Feinden in sich gieng, und seine Gnade suchte, dem wurde sie zu Theile, und er bekam oft im reichen Maaße all sein entzogenes Vermögen wieder zurück. Manche seiner begnadigten Feinde erhob er zu Ehrenstellen, die er seinen Freunden versagte, und machte sie reich. Daher entstand auch unter seiner Regierung das Sprichwort: „Es sey besser Oestreichs und des Kaisers Feind, als Freund zu seyn; denn jener dürfe nur um Vergeltung bitten, so sey er besser daran, als der, welcher stets gut gesinnt gewesen.“ Der Erbprinz Christian von Anhalt; Friedrich Georg von Jägerndorf; die Herzoge von Weimar und Württemberg waren Beispiele hieran. Er schien den Grundsatz gehabt zu haben, man müsse sich die Feinde zu Freunde machen, weil jene uns schaden können, diese aber uns ohnedieß wohlwollen. Allein ein vernachlässigter, beiseite gesetzter Freund wird gar oft ein sehr gefährlicher Feind. Der Kurfürst Friedrich von der Pfalz würde ebenfalls seine Versöhnlichkeit erfahren

Haben, wenn er nur selbst ernstlich gewollt hätte, denn Ferdinand wollte seinetwegen die achte Thronwürde errichten, und ihm unter der Gestalt gemäßigten Bedingungen seine Länder wieder einräumen, daß selbst protestantische Stände sie für sehr billig hielten. Ein andres Beyspiel der Güte Ferdinands war der Graf von Anhod. Dieser war des Kaisers Kammerherr, und verlor seine Güter in Mähren durch die Rebellen. Sich schadlos zu halten, begab er sich zu dem Kurfürsten und König Friedrich nach Prag, und um sich bei diesem in Gnaden zu setzen, gab er ihm Anschläge, wie der Kaiser, entweder auf der Jagd oder sonst könnte aufgerieben werden. Nachdem aber Friedrich den Kürzern gezogen hatte, so warb der Graf um Gnade bei dem Kaiser, und erhielt sie auch; und Ferdinand erzeugte sich ihm ungemein günstig. Darüber fragte ein hoher Offizier: „Wie doch ihre Majestät einen solchen Mann, der Sie so hoch beleidiget habe, wieder lieben, und ihm trauen könnten? worauf ihm der Monarch antwortete: „Wenn ich einem verzeihe, so thue ichs mit solchem treuen Herzen, daß ich nimmermehr etwas Böses von ihm gedenke, und ist mir gleichsam, als wann er nie etwas wider mich gethan hätte.“ Wirklich gab er dem Grafen den Kammerherrenschlüssel wieder, und setzte ihn in alle seine Ehrenstellen und Güter ein.

Von Jugend auf hatte Ferdinand seine Tugend gegen alle Reize sinnlicher Lüste verwahrt. Er näherte sich nur, um zu leben, nicht um seinen Gaumen

zu kühlen; jede Kost war ihm willkommen; nie klagte er über eine schlechte Zubereitung derselben. Köstliches Rauchwerk, wohlriechende Düfte, weichliche Kleider waren von ihm verbannt, und niemals trug er auch nur ein seidenes Kleid. Er kannte keines der Sinne berauschenden Vergnügen; Pracht fand bei ihm keinen Zutritt, und er hielt den Prunk der Großen dieser Erde nur für Theaterschmuck und Schauspielerverzierungen, wie er sich bey der Gelegenheit, als seine Gattin und sein Erbprinz Ferdinand mit der böhmischen Krone zu Prag geschmückt wurden, hierüber äußerte. Nachdem er diesem Krönungsgepränge mit aller Aufmerksamkeit zugehört hatte, sagte er zu einem seiner Vertrauten: „Alle „Pracht und Ehre der Könige und Kaiser scheint „mir einem Schauspiele zu gleichen. Ich hab' jetzt „der Krönung zugehört, und keinen Unterschied „zwischen den Theaterkönigen und den wirklichen „gefunden, als nur in der Länge der Dauer, indem „jene nur etliche Stunden, diese aber nur einige „Jahre regieren. Ihre Ehrenbezeugungen dauern „nur, so lange sie leben, nach ihrem Tode sind sie so „wie andre vergessen.“ Er verbat sich daher auch meistens alle Ehrengeränge, und ließ sich dergleichen nur erweisen, weil er glaubte, daß sie manchmal unumgänglich nothwendig seyn, dem Volke eine gewisse Ehrfurcht gegen ihre Regenten einzukleben.

Die strengste Sittlichkeit herrschte an seinem Hofe; denn er war selbst Sittenrichter. Er duldete keine zweydeutigen Worte, welche auf unerlaubte Wollust anspielten, oder wodurch der gute Leumund

eines Menschen konnte verlest werden. Fluchen, Schwören, Religionspötereien wurden dafelbst niemals gehört. Er war ein abgesetzter Feind des Genusses verbotener Liebe, weil er selbst sehr rein und keusch lebte. Niemals sprach er mit einem Frauenzimmer ohne Zeugen, auffer mit seiner Gemahlin oder seinen Töchtern. Wenn er vernahm, daß einer seiner Hofbeamten oder Bedienten eine Untreue im Ehebette begangen, oder sich sonst ungeziemenden Lüsten mit dem schönen Geschlechte überlassen habe, so mußte ein solcher, ohne Rücksicht seines Standes oder seiner Dienstsähigkeit den Hof verlassen. Er sagte: „Ich hoffe, daß meine Diener der Unzucht, Sklaven oder Leibeigeneseyn sollen.“ Wenn er zu Zeiten Schauspiele aufführen ließ, so gab er den Schauspielern vorher die ernstlichste Warnung, sich zu erinnern, daß sie ihre Comödien vor einem solchen Kaiser aufführten, der die Ehrbarkeit und Schamhaftigkeit über alles schätze. Es war sein wichtigstes und angelegenstes Geschäft, die jungen Erzhertoge und Erzhertoginnen in aller Unschuld zu erziehen. Bediente, Kammerdiener, Zosen, Hauslehrer und Hofmeister mußten eines unsträflichen Lebenswandels seyn. Er führte als zärtlicher Vater die Aufsicht über die ganze Erziehung, bemerkte genau den Fortgang seiner Kinder, und prüfte sie öfters selbst. Er schrieb sogar fünf Jahre vor seinem Tode ein kleines Werkchen in lateinischer Sprache, betitelt: Der Fürst in Kürze, zum Unterricht seines Nachfolgers, worin er ihm die Kunst zeigte, glücklich, gut und väterlich zu regieren. Erst mit achtzehn

Jahren wurden die Erzherzoge zum geheimen Rathe beigezogen; aber nur um zu hören, und erst, wann sie Kenntnisse und Erfahrungen gesammelt hatten, wurde ihnen erlaubt, auch ihre Stimmen, über Staatsangelegenheiten zu geben. Indessen war er doch nicht eifersüchtig auf seine Regentengewalt; denn nachdem der Prinz Ferdinand zum König gekrönt worden war, und er ihm einige Länder zur Regierung übergeben hatte, so mischte er sich in nichts mehr ein, sondern ließ ihm darin ohne fernere Aussicht freye Hände. Warm und aufrichtig liebte er seine Durchlauchtigsten Brüder und Schwestern, lebte ihnen gefällig, und suchte ihnen nützlich zu seyn; und da sie sich von ihm trennen mußten, machte er mit ihnen den Vertrag, daß sie ihn wenigstens alle zwey Jahre besuchen sollten.

In Rücksicht der Großen an seinem Hoflager, die er näher kannte, benahm er sich auf eine solche Art, daß er sie auf ihre Fehltritte aufmerksam machte, jedoch dabei mit einer solchen Delikatesse zu Werke gieng, daß seine Warnung niemals beleidigend wurde, und doch fast immer die gewünschte Wirkung hervorbrachte. Wer aus seinen Hofdienern faumselig in seinem Dienste war, oder eine Unschicklichkeit begieng, der wurde von ihm mit sanften Worten zurechtgewiesen; oft aber sah er auch ihren Fehlern durch die Finger, oder scherzte darüber. Er kam einst von einer großen Reise nach Prag, wo man schon die Tafel gedeckt hatte, auch waren die Speisen bereits aufgetragen. Er wollte sich be-

quem machen und zog die Stiefel aus, allein jest waren weder Schuhe noch Pantoffeln in Bereitschaft. Alle Höflinge geriethen über dieses Versehen in Sährung, und fingen an über die Nachlässigkeit desjenigen zu schimpfen, der dieses Geschäft zu besorgen hatte. Er aber half der großen Verwirrung damit ab, daß er sagte: „Wir wollen uns zu Tische setzen, wir brauchen dabei weder Schuhe noch Pantoffeln; es ist ja nicht kalt.“ Er gieng zu Tische.

Seine Ergötzlichkeiten bestunden in der Musik, Jagd, dem Vogelfange und der Lectüre heiliger Legendend, erbaulicher Betrachtungsbücher, oder der Nachrichten vom Missionsfortgange der katholischen Priester in beyden Indien; des Surius Leben der Heiligen, Vinzenz Bruno, und Ludwigs de Ponte geistliche Betrachtungen, Thomas von Kempen über die Nachfolge Christi, und die heilige Schrift waren seine Lieblingswerke. Die Musik hörte er gerne bei der Tafel, noch lieber in der Kirche beim Gottesdienste; und er schickte jederzeit seine Kammermusik in jene Kirchen, wo er dem Gottesdienste beiwohnen wollte. Er zahlte vieles Geld, um vortrefliche Sänger und andre Tonkünstler an seinem Hofe zu haben, weil er die Musik für ein geschicktes Mittel ansah, die Menschen bei guter Laune zu erhalten. Der Jagd war er aus einem dreyfachen Grunde sehr ergeben: weil sein Vater sie vorzüglich geliebt, seine Gesundheit dadurch gestärkt und zugleich seine mühsamen Höflinge beschäftigt wurden.

Diesen, so sprach er, müsse ihr Herr durch das Jaggen zu schaffen geben, damit sie nicht närrisch thäten. Er unterhielt alle Arten von Hunden und Vögeln, hatte in jeder Provinz einem Oberjägermeister, mehrere Jäger und Förster. Jedes Stück Wild, so er erlegte, zeichnete er sorgfältig auf, und überschickte dieses Verzeichniß, am Ende eines jeden Jahres dem Churfürsten zu Sachsen, weil auch dieser ein gewaltiger Jäger war. Der Jagd, des Gebetes und der Arbeit, pflegte er zu sagen, werde er nie müde. Auch das Vergnügen der Jagd wandte er zum Wohlthun an. Er hörte dabei die Klagen und Beschwerden der Bauern an, und entschied ihre Handel manchmal auf der Stelle. Auch erkundigte er sich, welchen Schaden das gehegte Wild denselben verursacht haben möchte, und vergütete denselben mit Wucher. Allein dessen ungeachtet waren die Klagen wider die Jagdbeamten unter seiner Regierung sehr groß und häufig; er strafte zwar die Schuldigen, aber die wenigsten ihrer Unterdrückungen, Pläckeren und ausgeübten Erzeße kamen ihm zu Ohren.

Ferdinand hatte sich zweimal verhehlicht. Seine erste Gemahlin war Maria Anna, Prinzessin von Bayern, des Herzogs Wilhelm Tochter. Sie war klein und unausnehmlich von Person, und hatte wenig körperliche Reize; dessen ungeachtet lebte er mit ihr in sehr vergnügter Ehe, liebte sie zärtlich, war immer mit ihr eines Sinnes und Herzens, und ehrte in ihr stets die Mutter seiner Kinder. Sie gebar ihm

Sechse: Johann Carl, dieser starb in einem Alter von vierzehn Jahren; Ferdinand Ernst, nachmaliger Kaiser, und Leopold Wilhelm; Christina verschied in der Kindheit; Maria Anna wurde die Gattin Maximilians, Herzogs und Churfürsten zu Bayern; Cäcilia Renata, die Gemahlin des polnischen Königs Uladislaus — Zur zweyten Gattin wählte er die Prinzessin Eleonora, aus dem herzoglichen Hause Gonzaga, eine Fürstin, welche bei der größten Schönheit des Körpers auch alle moralischen Schönheiten besaß. Als er sie zum erstenmale sah, machten ihre Reize einen solchen Eindruck auf ihn, daß er zu seinen Hofherren sagte: „Was dünkt euch von der Schönheit meiner Braut? Ist sie nicht ein lebendiges Paradies dieser Erde; stellt sie nicht einen irdischen Engel vor.“ Er war nicht so glücklich, Kinder mit ihr zu erzeugen, aber nichts desto weniger war seine Ehe mit ihr doch eben so harmonisch, wie die erste, und sie war ihm mit solcher Treue und Liebe zugethan, daß sie nach seinem Tode ihre Hofhaltung zu Grätz nahm, nur um seinen Ueberbleibseln nahe zu seyn.

Nichts ist vollkommen unter der Sonne, auch Ferdinand war es nicht. In seine Religion und Erbärmigkeit mischten sich viel Undächteleyen, die freylich auf Rechnung seiner Erzieher geschrieben werden muß. Seine Ergebenheit und sein Zutrauen gegen die Geistlichkeit, besonders gegen seine Gewissensrätthe, war manchmal zu weit getrieben, und wurde ihm und seinen Unterthanen schädlich. Durch

die Vorstellung des Guten und des Besten der Religion bedienten sie sich seiner oft, entweder eigennützigte Absichten, oder wohl gar leidenschaftliche Entwürfe auszuführen. Durch sie verleitet, verwandte er Millionen auf Kirchen, Klöster und Mönche; auf Almosen für Landstreicher und Gassenbettler; auf Bereicherung der geistlichen Klienten; er ließ reichen Bischümern und Abteyen die sonst gewöhnlichen Staatsabgaben, und beschenkte ein Erzbischof in Hungarn sogar mit einem Theile der königlichen Gefäll; verehrte dem Bischofe zu Wien 100000 Thaler zu Erbauung eines neuen Pallastes; den Jesuiten zu Großglogau 70000 Thaler auf einmal; bereicherte sie aller Orten, und sagte zu ihnen: „Nehmet, ihr Väter, nehmet, ihr werdet nicht immer einen Ferdinand den Zweyten haben. Durch diese Freygebigkeit machte er die Staatskasse so arm, daß sie oft nicht im Stande war, den Kriegsvölkern ihren rückständigen Sold zu bezahlen, oder die Unkosten auf frisches Volk im Nothfalle zu bestreiten. Er mußte den niedrigen Staatsbeamten ihre Besoldung, und den Staatsgläubigern die Zinsen Jahrelang schuldig bleiben. Er mußte öfters selbst wider sein gutes Herz handeln; die Klünderungen und Ausschweifungen seiner Soldaten übersehen, weil es an ihrem Unterhalte zuweilen gebrach; er mußte seinen Unterthanen neue Auflagen machen, nur um die dringendste Staatsbedürfnisse bestreiten zu können; er sah sich genöthiget, seine Länder zu verpfänden, und von einem Wollenstein sich Gesetze vorschreiben zu lassen. Mit Recht

sagte daher ein großer Mann seines eignen Hofstaats: „Es wäre zu wünschen, daß Ferdinand etwas Geiz und Zorn besitzen möchte. Ferdinand wußte nicht, daß, wenn er als Regent mit einer Hand sich freygebzig bezeigte, er mit der andern seinen Völkern lästig werden müsse

Der schöne Grundsatz: „Der Monarch werde durch Güte der Vater seiner Unterthanen“ wurde ihm von Jugend auf tief in die Seele geprägt. Er wollte immerhin darnach handeln, wurde aber bey dessen Anwendung oft von andern irreführt, und zur Nachsicht und Schonung verleitet, wo das Wohl des Ganzen strenge Gerechtigkeit erfordert hätte. Dieses geschah besonders, wenn es darauf ankam, ungetreue Staatsdiener, welche Rang und Geburt über andre erhob, wegen der Verwaltung des Staatsvermögens, oder der Gerechtigkeit zur Verantwortung und Strafe zu ziehen. Man hatte ihm dabei nicht gesagt, daß Nachsicht der Regenten in diesem Stücke nicht Güte, sondern Sünde und Ungerechtigkeit gegen den Staat sey, weil während dem sich einige aus dem Staatsfädel bereichern, alle Bürger des Staates dafür büßen müssen. Die Mangellichkeit seines Gewissens machte ihn abhängig von seinen Beichtvätern, und er sah in ihnen nur die Stellvertreter der Gottheit, die ihm seine Sünden erlassen, nicht aber auch Menschen, welche absichtlich zu handeln, und ihren Vortheil von seiner Schwäche zu ziehen, fähig seyn könnten. Er wollte immer seinen Beichtvater zur Seite haben,

weil ihm, wie er sich ausdrückte, seine Gegenwart so lieb, als die seines Schutzengels sey. Er unternahm kein Geschäft von Wichtigkeit ohne seine Beichtväter zu befragen, und so kam es dann auch, daß diese manchmal mehr, als er selbst die Regierungsgeschäfte leiteten. Er traute sich auch selbst zu wenig noch zu, und herrschte fast immer nur nach dem Gutachten seiner Minister, Räte und Dikasterien; wodurch es geschah, daß bei manchen wichtigen Staatsverhandlungen der fremde Einfluß, und das Geld auswärtiger Mächte mehr vermochten als er; die Wohlfahrt des Staats von feilen Dienern ausser Augen gesetzt, und ihm Maaßregeln zu ergreifen gerathen wurden, welche die traurigsten Folgen für ihn und seine Völker hatten. Es ist gewiß, daß ein und der andre seiner Minister von Habsucht nicht frey waren; daß der spanische Hof, und das Cabinet von München beinahe alle auswärtigen Geschäfte, und besonders die Deutschen lenkten; und daß die Jesuiten und Beichtväter viele Staatsämter der Erbländer, ihren Anhängern und Freunden, in die Hände spielten, um durch diese ihren Einfluß zu vermehren, und den Monarchen an sich zu fetten. Aus Furcht als Selbstherrscher Fehltritte zu machen, überließ er oft andern die Ausübung seiner Majestätsrechte, und diese gedeckt durch den Schild seiner Majestät konnten dann oft ungekrafte sündigen, weil er nicht wußte, daß sie es thaten. Sein getreuer böhmischer Kanzler Elabala sagte daher: „Daß verschiedene ungewissenhafte Personen ohne sein Wissen, durch allerhand Künste ihren Beutel

„ungerechter Weise gespielt, und manche Leute ih-
 „rer Güter beraubet, oder ins Elend gejagt hätten,
 „welches dieser Herr niemals würde haben über das
 „Herz bringen können.“ Es ist ausgemacht, daß er
 Gerechtigkeit liebte, und sie handhabte, wenn nur
 sein gutes Herz nicht ins Spiel gezogen wurde, er
 selbst zu Gerichte saß, und den Ausspruch that. Er
 äusserte sich mehrmalen: Er wolle lieber, daß alle
 seine Provinzen vom ihm abfallen möchten, als daß
 er ein ungerechtes Urtheil sprechen, oder wissenlich
 eine Ungerechtigkeit begehen sollte.“ Er gab hie-
 von Beweise.

Es wurde zu Radlkersburg, da er noch als Erz-
 herzog zu Grätz regierte, ein hungarischer Edler,
 Georg Banfi, ermordet. Die Ursache seiner Ermor-
 dung schrieben einige Hungarn dem Befehlshaber
 der Besatzung zu, und sie forderten mit wilhem Ur-
 gestümme den Kopf desselben. Man weigerte sich,
 dieses zu thun; die Stadt wurde bald hierauf ange-
 zündet, und schnell verbreitete sich das Gerücht, die
 ganze Steyermark werde die Waffen ergreifen, den
 Tod Banfi's zu rächen. Einige ängstliche Rätche
 am Hofe des Erzherzogs gaben ihm jetzt den An-
 schlag, den beschuldigten Befehlshaber hinrichten zu
 lassen, um durch den Tod dieses einzigen Mannes die ob-
 schwebende Gefahr von der Scheitel aller abzuwenden.
 Jedoch Ferdinand ließ sich nicht schrecken, er sprach
 männlich und fest: „Ich will nicht, daß dem Haupt-
 „mann etwas am Leben geschehe, wenn ers nicht
 „verschuldet hat; es sollen mich weder Bedrohun-

„gen noch Gefährlichkeiten zu einiger Ungerechtig-
 „keit bewegen, wenn gleich das ganze Land darüber
 „sollte in Brand gesteckt, und ich darüber mit Weib
 „, und und Kind betteln gehen müssen.“

Wenn die Lebensgeschichte dieses Fürsten weitläufiger geworden ist, als sie nach dem Endzwecke dieses Werkes hätte seyn sollen, so kömmt dieses davon her, weil der Stoff zu reichhaltig, und Ferdinand selbst für sein Zeitalter und die ganze Nachwelt ein zu merkwürdiger Regent und Mann war, und ist, als daß seine Lebensgeschichte nur in Kürze hätte können beschrieben werden. Zudem war er von jeher der Stein des Anstoßes einer Parthey, wegen es nothwendig war, manche Thatsachen anzuführen, die sonst hätten wegbleiben können, und manche Angaben partheyischer Schriftsteller zu berichtigen die ihn in einem falschen Gesichtspunkte darstellten.